

7. Kapitel

DIE DAUER DER KUR UND DIE SITZUNGSDAUER

In diesem letzten Kapitel soll es vor allem um die Frage nach dem Ende der Analyse, d.h. nach der Gesamtdauer der Kur gehen. Dabei wird Lacans Spätwerk mit dem darin besonders wichtigen Begriff des „Realen“ und einer eigentümlichen Spielart des Cartesianischen Subjektbegriffs in den Mittelpunkt treten. Die zentrale These dieses Kapitels ist, dass Lacans Ausführungen zur Dauer der Analyse seine Theorie der variablen Sitzungsdauer vervollständigten. Ich werde zeigen, wie die Praxis der *séances scandées* schließlich, als Lacan nach seinem Austritt aus der IPA seine eigene Schule gegründet hatte, durch die (ebenfalls sehr umstrittene) technische Handhabung des Endes der Kuren dort ergänzt wurde. Am Schluss sollen noch kurz die Folgen dargestellt werden, welche Lacans technische Innovationen seither gehabt haben.

Die Zeit der Analyse ist eine logische Zeit

„Die Zeit spielt in der Technik unter verschiedenen Gesichtspunkten eine Rolle. Zunächst stellt sie sich in der Gesamtdauer der Analyse dar und bedingt den Sinn, der einer Beendigung der Analyse zu geben ist.“¹ Mit diesen Worten leitete Lacan in *Funktion und Feld des Sprechens und der Sprache* seine Diskussion des technischen Umgangs mit der Zeit ein, in deren Verlauf er zunächst Freuds Festlegung des Endes der Analyse im Falle des Wolfsmanns kritisierte, um im Anschluss daran seine Technik der variablen Sitzungsdauer zu rechtfertigen. Meiner Ansicht nach sind diese beiden Argumentationsstränge eng miteinander verwoben. Auf Lacans Missbilligung von Freuds Umgang mit seinem Patienten Sergej Pankejeff bin ich bereits in den Kapiteln 3 und 6 kurz zu sprechen gekommen. Nicht nur durch seine Verkennung der Bedeutung der pekuniären Aspekte der Analyse, sondern vor allem auch durch die Terminsetzung sollte Freud Pankejeff so tief in die Selbstentfremdung getrieben haben, dass dieser in der Folge psychotisch wurde. „Die Festsetzung eines Endes der Analyse kommt einer verräumlichenden Projektion gleich, in der das Subjekt je schon von dem Moment an sich selbst entfremdet ist, in dem seine Wahrheit als terminierbar vorausgesehen werden kann. Was immer von ihr in einer verräumlichten Intersubjektivität ankommen mag, es ist dies: daß die Wahrheit bereits da ist; das heißt, wir würden im Subjekt seine ursprüngliche Täuschung in dem Maße wieder herbeiführen, in dem es in uns seine

¹ Lacan (1973), S.155 / S.310

Wahrheit setzt, und wir würden insofern, als wir es mit unserer Autorität darin bestärkten, die Analyse in eine Verwirrung lenken, deren Resultate unmöglich zu korrigieren wären. Gerade das ist in dem berühmten Fall des Wolfsmanns geschehen“.² Das Scheitern von dessen Behandlung, so vermutete Lacan, lag darin begründet, dass Freud seinen Analysanden dazu gebracht hatte, sich selbst zu objektivieren, indem er ihm suggeriert hatte, dass es möglich wäre, dass zu einem ihm aufoktroierten und vorab festgelegten Datum die Veräußerung seiner im Grunde schon vollständig vorhandenen, nur noch verborgenen Wahrheit abgeschlossen sein könnte. Wenn er ihn *als anderen* akzeptiert hätte, so wäre ihm klar gewesen, daß auch der Analytiker „die *Zeit des Verstehens* bei einem Subjekt insofern nicht vorhersehen [kann], als sie einen psychologischen Faktor einschließt, der sich uns als solcher entzieht.“ Pankejeff hatte sich nicht als begehrendes, auf die Zukunft hin offenes Subjekt anerkennen können, weil auch Freud ihm diese Anerkennung verweigert hatte. Lacan schloss daraus, „daß die Dauer der Analyse für das Subjekt nur als unbegrenzt antizipiert werden kann“,³ wenn man einen so massiven Selbstverlust, wie er im Falle des Wolfsmanns aufgetreten war, verhindern wollte.

Lacan nutzte die Auseinandersetzung mit den Auswirkungen von Freuds aktivem Eingriff, um den Boden für die Verteidigung seiner eigenen aktiven Technik zu bereiten. Zwar vermied er es, die Parallelen zwischen der Terminsetzung und der festen Sitzungsdauer explizit herauszustreichen, rhetorisch legte er diese Verbindung aber nahe, denn mit Bezug auf die vorherige Bestimmung des Sitzungsendes sprach er ebenfalls von Verräumlichung, Terminiertheit und Entfremdung. Hier wie dort ging es um die Fragen, ob sich von vornherein festlegen ließe, wieviel Zeit das Unbewusste zu seiner Realisierung brauchen würde, und ob es sich bei dieser Zeit um die Zeit der Uhr bzw. des Kalenders handelte. Lacan war der Ansicht, dass die Sitzungsdauer und die Gesamtdauer der Analyse gleichermaßen unbestimmt gehalten werden müssten und nicht der physikalischen, sondern einer logischen Zeit zu unterworfen seien.

Das Konzept der logischen Zeit wurde für Lacan zum Leitgedanken für seine Umdeutung von Freuds Kasuistik *Aus der Geschichte einer infantilen Neurose*⁴, in dem dieser über Pankejeff berichtet hatte. Bei dem Patienten handelte es sich um einen jungen russischen

² Lacan (1973), S.156 / S.310f. Es ist allerdings anzumerken, dass zwischen Freuds Eingriff, der zur Beendigung der Analyse im Jahre 1914 führte, und dem Ausbruch der Paranoia bei Pankejeff Mitte der zwanziger Jahre zumindest zeitlich eine nur äußerst lose Verbindung herzustellen ist. Fest steht aber, dass der Wolfsmann tatsächlich, nachdem Freud ihn als geheilt entlassen hatte, weiterhin an schwerwiegenden seelischen Problemen litt, die ihn veranlassten, sich 1919 ein zweites Mal bei Freud und einige Jahre später infolge jenes psychotischen Schubs auch noch bei Ruth Mack Brunswick in Behandlung zu begeben. Gay (1989), S.330f.

³ Lacan (1973), S.155 / S.310

⁴ Freud, G.W., XII, S.27-157

Aristokraten, der 1910 im Alter von dreiundzwanzig Jahren auf Freuds Couch geriet, nachdem er zuvor schon – ohne Erfolg – von Theodor Ziehen und Kraepelin behandelt worden war.⁵ Im Laufe der Analyse erinnerte er sich an einen Traum, der ihm im Alter von vier Jahren gekommen war. Wegen der darin im Mittelpunkt stehenden Wölfe entschied sich Freud in seiner Publikation für das Pseudonym „Wolfsmann“. Im Anschluss an den Traum hatte sich bei dem Kind eine „infantile Neurose“ entwickelt. Freud rekonstruierte die „Urszene“, auf die der Traum seiner Ansicht nach rekurrierte und die in seinen Augen für die Genese der Neurose eine entscheidende Rolle gespielt hatte. Demnach sollte der Wolfsmann mit anderthalb Jahren seine Eltern beim *Coitus a tergo* beobachtet haben und dabei des fehlenden Penis der Mutter gewahr geworden sein. Zu jenem Zeitpunkt hatte diese Wahrnehmung noch keine traumatische Wirkung, da das Kind zu jung war, um das Geschehen zu begreifen. Mit vier Jahren erinnerte es sich jedoch durch den Traum an die Szene. Infolge seiner Reifung und vorangegangener sexueller Erlebnisse mit seiner Schwester begriff es nun, was es gesehen hatte. Erst jetzt entfaltete das Erlebnis der Urszene nachträglich seine traumatische Wirkung (so wie auch im bereits dargestellten Fall der Emma der sexuelle Übergriff des Krämers erst zu einem späteren Zeitpunkt, nach Einsetzen der Pubertät, zum Trauma geworden war). Die Erinnerung wurde jedoch sogleich verdrängt und der Junge entwickelte infolgedessen die Neurose. Bei dem dreiundzwanzigjährigen Mann kam sie aber in ihrer durch den Kindheitstraum entstellten Form in der Analyse erneut zum Vorschein, sodass sich für ihn eine zweite Chance auftat, das Trauma zu bewältigen.

Lacan sah in dem missglückten, in die Krankheit führenden Verarbeitungsversuch im Alter von vier Jahren und der späteren Wiederholung dieses Versuchs auf der Couch Momente, in denen die „Kontingenz des Vergangenen“ (der unglückliche Zufall, dass der Anderthalbjährige seinen Eltern beim Sex zugesehen hatte; das Naturell seiner Schwester, die ihn, als er drei Jahre alt war, in sexuelle Spiele eingeführt hatte usw.) nachträglich neu geordnet wurde und den Sinn einer „zukünftigen Notwendigkeit“ erhielt. Forrester hat darauf hingewiesen, dass sich Lacan des Konzepts der Nachträglichkeit bediente, um seine Kritik an einer entwicklungspsychologischen Lesart der Psychoanalyse zu entfalten. „Die Psychoanalyse arbeitet rückwärts – das ist eine einfache Zusammenfassung der Bedeutung, die Lacan dem Konzept der Nachträglichkeit gibt und es ist dieses grundlegende Prinzip, auf dem eine ganze Kritik des in der Psychoanalyse so verbreiteten entwicklungspsychologischen Denkens [*developmentalism*] aufbaut“.⁶ Er zitiert dazu Lacan, der in seinem Seminar 1957

⁵ Gay (1989), S.323

⁶ Forrester (1990), S.203 (Übersetzung – NL).

erklärte, dass es nicht darum ginge, eine Aufeinanderfolge von Entwicklungsstadien zurückzuverfolgen, sondern zu verstehen, wie bereits eingenommene Positionen retrospektiv reorganisiert würden. 1964 behauptete er sogar, dass sich die Entwicklung „ganz und gar dem Vorfall, dem Anstoß der *Tyche* [des glücklichen oder unglücklichen Zufalls] verdankt“.⁷ Mit dieser Betonung der Kontingenz ging Lacan über Freuds vorsichtigere Einschätzung hinaus. Die Ursachen für den *Untergang des Ödipuskomplexes* (1924) sah Freud sowohl in den „vorfallenden schmerzhaften Enttäuschungen“ der Inzestwünsche, d.h. in „regelmäßig wiederkehrende[n]“, aber dennoch akzidentellen Geschehnissen als auch in der Vererbung. „Wenn der Ödipuskomplex auch von den meisten Menschenkindern individuell durchlebt wird, so ist er doch ein durch die Heredität bestimmtes, von ihr angelegtes Phänomen, welches programmgemäß vergehen muß, wenn die nächste vorherbestimmte Entwicklungsphase einsetzt.“ Für Freud ging es darum, „wie dies mitgebrachte Programm ausgeführt wird, in welcher Weise zufällige Schädlichkeiten die Disposition ausnützen.“⁸ Lacans Behauptung, „daß die Originalität der Psychoanalyse gerade darin besteht, daß sie die psychologische Ontogenese nicht auf angebliche *Stadien* zentriert – die buchstäblich keinerlei Fundament in der Entwicklung haben, die mit biologischen Begriffen zu erfassen wäre“,⁹ ist also auch als Kritik an Freud zu verstehen. Um aber seine immer wieder zur Schau getragene freudianische Orthodoxie nicht in Zweifel zu stellen, kritisierte Lacan an Stelle Freuds andere, zum Beispiel Balint, der ebenfalls Anleihen bei der Biologie gemacht hatte, als er die Stadien der Triebentwicklung im Sinne von Ernst Haeckels Biogenetischem Grundgesetz als Wiederholung der Phylogenese gedeutet hatte. Lacan machte klar, dass in den Triebstadien keine Naturtatsachen zu sehen sind, sondern „historische“, d.h. symbolisch vermittelte Phänomene, die „rein in der Intersubjektivität gegründet“ sind.¹⁰ Es muss allerdings auch gesagt werden, dass Lacans Betonung zufälliger Faktoren gegenüber genetisch festgelegten Entwicklungsprogrammen insofern im Einklang mit dem Geist des Freudschen Projektes stand, als dass Freud in einem von Forrester zitierten Brief geschrieben hatte, dass die analytische Arbeit sich mehr auf die akzidentellen Einflüsse konzentrieren müsse als auf konstitutionelle Faktoren, da die Psychoanalytiker über letztere ebenso wenig wüßten wie Nichtanalytiker.¹¹ Forrester fasst Lacans Kritik an der Entwicklungspsychologie folgendermaßen zusammen: „Wenigstens zwei Eigenarten des entwicklungspsychologischen

⁷ Lacan (1978b), S.69 / S.61

⁸ Freud, G.W., XIII, S.395f.

⁹ Lacan (1978b), S.69 / S.61

¹⁰ Lacan (1973), S.101 / S.261f. Vgl. auch Lacan (1978a), S.114 / S.101: „Die Entwicklung findet nur in dem Maße statt, wie sich das Subjekt in das symbolische System integriert“.

¹¹ Forrester (1990), S.205

Denkens waren in Lacans Augen psychoanalytischen Erklärungsmodellen abträglich. Erstens die Idee einer über die Zeit kontinuierlichen Veränderung, eines Prozesses. Es ist unmöglich, einen Prozess verständlich zu machen, ohne auf eine falsche Teleologie zurückzugreifen – daher die Normativität jener psychoanalytischen Theorien, die sich als entwicklungspsychologische darstellen. Zweitens ist da die Idee, dass diese Veränderungen *im voraus* erkannt werden können, dass sie vorherbestimmt sind (und somit stoßen wir ein weiteres Mal auf eine normative Version der Psychoanalyse).¹² Was mit der Entwicklungspsychologie zurückgewiesen wurde, war also ihr normatives Moment, welches eine bestimmte Entwicklung der Individuen als naturgemäß, normal oder gesund auszeichnet, und davon abweichende Verläufe pathologisiert. Hier zeigt sich, dass Lacan die schon von Freud konstatierte Aufweichung der Unterscheidung zwischen Gesundheit und Krankheit noch weiter vorantrieb.¹³

Lacan stellte einer am Modell biologischer Reifungsprozesse konzipierten Entwicklungspsychologie eine Analyse der Geschichte des Subjekts entgegen, die sich an dessen Symbolisierungen kontingenter Ereignisse orientierte. Der Verlauf eines Lebens wird bestimmt durch das, was einem Menschen zustößt, und durch die Art und Weise, wie diese Erlebnisse in sein symbolisches Universum aufgenommen werden bzw. ob überhaupt. Es geht also darum, wie sie vom Subjekt verarbeitet werden. Deshalb kritisierte Lacan Freud dafür, im Falle des Wolfsmanns nach einer subjektunabhängigen (in Heideggers Terminologie: „vulgären“) Zeit des traumatischen Ereignisses gesucht zu haben, ohne die Zeiträume genügend zu beachten, während derer sich die Umstrukturierungen des Subjekts im Verborgenen vollzogen hatten: „Freud fordert einen vollkommen objektiven Beweis, soweit es sich darum handelt, die Urszene zu datieren, aber er setzt ohne weiteres alle Wiederbelebungen des Eindrucks dieses Ereignisses voraus, die ihm nötig erscheinen, um dessen Wirkung an jedem der Wendepunkte zu erklären, an denen das Subjekt sich umstrukturiert. Es handelt sich dabei um ebenso viele Umstrukturierungen des Ereignisses, die sich, wie er sagt, *nachträglich* vollziehen. Darüber hinaus erklärt er mit einer Kühnheit, die an Dreistigkeit grenzt, es sei legitim, in der Analyse psychischer Prozesse die Zeitphasen auszulassen, in denen ein Ereignis im Subjekt latent bleibt. Das heißt, er setzt sich über die *Zeiten des Verstehens* hinweg zugunsten der *Augenblicke des Schließens*, die das Nachdenken des Subjekts über eine Entscheidung des Sinns jenes ursprünglichen Ereignisses beschleunigen.“¹⁴ Die Zeiten des Verstehens, die Freud im Falle des Wolfsmanns so sträflich

¹² Forrester (1990), S.204f. (Übersetzung – NL)

¹³ Vgl. Freud, G.W., V, S.8

¹⁴ Lacan (1973), S.95 / S.256f.

vernachlässigt haben sollte, standen, so meinte Lacan, im Zusammenhang mit dem Durcharbeiten. Wenn er immer wieder betonte, dass das Subjekt bzw. das Unbewusste Zeit bräuchte, um die ihm eigene Wahrheit ans Licht zu bringen und zu bewältigen, so trug er der Tatsache Rechnung, dass Fortschritte nur „auf dem Weg einer hartnäckigen Wiederholung“ zu erzielen sind.¹⁵ Wenn Lacans Praxis der Kurzsitzungen auch den Eindruck erweckt haben mag, dass er ebenfalls eher auf schnelle Schlüsse drängte, so dürfte sein Umgang mit der Gesamtdauer der Analysen dazu dienen, dieses Bild zu korrigieren: Die Kuren erstreckten sich im allgemeinen über verhältnismäßig lange Zeiträume. Schneiderman schätzt, dass eine Lehranalyse bei Lacan im Durchschnitt sieben bis neun Jahre dauerte.¹⁶

Am Ende einer jeden Phase des *working through* bedarf es jedoch eines Moments des Schließens, der dafür sorgt, dass die Resultate dieser Arbeit zuletzt zu einem neuen Ganzen zusammengefügt werden. Bemerkenswert an Lacans Konzeption ist, dass er das Modell der logischen Zeit nicht nur auf das Geschehen innerhalb der Sitzungen und auf Analysen in ihrer Ganzheit anwandte, sondern das gesamte Leben des Subjekts auf diese Art strukturiert sah. Die Analyse erscheint aus dieser Vogelperspektive selbst als ein Moment des Schließens. Aber auch die Bildung des Symptoms ist eine Weise, Resümee zu ziehen, selbst wenn es sich dabei um eine misslungene Zusammenschau handelt, in der gerade das Wichtigste ausgelassen, d.h. verdrängt worden ist. Lacan verstand den Zeitpunkt des berühmten Traums, den der Wolfsmann kurz vor seinem vierten Geburtstag gehabt hatte und von dem an sich seine Angstneurose verbunden mit einer Tierphobie zu entwickeln begann, als einen Augenblick des Schließens: „Deshalb ist zumindest an diesem Datum diese *infantile Neurose* genau dasselbe wie eine Psychoanalyse. Sie spielt dieselbe Rolle wie eine Psychoanalyse, das heißt sie vollendet die Reintegration der Vergangenheit“. Die Entscheidung, die das Kind in diesem Moment unbewusst traf, verlieh dem bereits zweieinhalb Jahre zuvor beobachteten Koitus seiner Eltern retroaktiv einen traumatischen Stellenwert, sodass davon im Nachhinein die Urverdrängung ausging. „Das Trauma, sofern von ihm eine Verdrängungshandlung ausgeht, tritt *nachträglich* ein. In diesem Augenblick löst sich vom Subjekt in der symbolischen Welt, die es zu integrieren im Begriff ist, etwas ab. Fortan wird das ein nicht mehr zum Subjekt Gehöriges sein. Das Subjekt wird es nicht mehr aussprechen, es nicht mehr integrieren. Nichtsdestoweniger wird es da, irgendwo, bleiben, gesprochen, wenn man so sagen kann, von etwas, worüber das Subjekt keine Herrschaft ausüben kann. Das wird der erste Kern dessen sein, was man in der Folge seine Symptome nennen wird.“¹⁷ Die Analyse

¹⁵ Lacan (1978a), S.358 / S.314 bzw. S.356 / S.312 und Lacan (1973), S.158 / S.313

¹⁶ Schneiderman (1983), S.140

¹⁷ Lacan (1978a), S.244 / S.215

dient dazu, das unglückliche Ergebnis dieses Prozesses zu revidieren, indem man das Resultat der vorangegangenen Integrationen „seziert“, nicht mit dem Messer, sondern mit Begriffen, wie Lacan sagte,¹⁸ um das Verdrängte freizulegen und die Möglichkeit zu schaffen, die auseinandergelegten Elemente (d.h. die Signifikanten) wieder zu einer neuen Ordnung zusammenzusetzen. Als Korrektiv soll die Kur zum Wendepunkt in der Geschichte des Subjekts werden.

Lacans Wende zum Realen und die Atomisierung der Zeitlichkeit

Kann man aber in Anbetracht der Annahme einer ständigen Umschreibung des Selbst, eines permanenten Revisionismus der eigenen Biografie, wie ihn die lacansche Psychoanalyse anstrebte, überhaupt noch von einer „Wahrheit“ des Subjekts sprechen? Worauf bezieht sich ein „wahres Sprechen“, das seinen Gegenstand, das Leben des Analysanden, verändert, kaum dass es darauf Bezug genommen hat? Impliziert das Konzept der Nachträglichkeit nicht einen radikalen Konstruktivismus, der keine Referenz auf der Sprache vorgängige Gegebenheiten zulässt? So sieht es aus, solange man das dritte von Lacan postulierte Register, das Reale, außen vor lässt. Aber gerade dieses Register wurde für ihn im Laufe seiner Arbeit immer wichtiger und nahm schließlich im Spätwerk gegenüber dem Symbolischen und dem Imaginären eine beinahe privilegierte Stellung ein.

Obwohl Lacan seit 1953 von der Triade des Imaginären, des Symbolischen und des Realen sprach, kam der dritten Dimension während der fünfziger Jahre in Lacans Arbeiten nur eine untergeordnete Bedeutung zu. Diese Zeit war vor allen Dingen durch eine Lektüre Freuds vor dem Hintergrund der strukturalistischen Linguistik geprägt. Lacans Interesse galt primär der Sprache und das Reale als deren anderes trat nur am Rande auf. Als das bloß Nichtsprachliche, als rohe, prädiskursive Materialität schien es für eine Theorie der *talking cure* nicht weiter von Belang zu sein. Er rückte es in die Nähe eines biologischen Substrats des Subjekts, wenn er es als strukturiertes „Gegebenes“ charakterisierte, welches das Subjekt durch seine „stofflichen Metabolismen“ determiniert (im Gegensatz zur Determination durch den „universalen Diskurs“). Von den Tieren unterscheidet den Menschen, dass sein Wesen „über das Reale hinaus[geht], das ihm biologisch natürlich ist.“¹⁹ Die wenig prominente Rolle dieses Realen in Lacans theoretischem Werk der fünfziger Jahre dürfte auch darauf zurückzuführen sein, dass er zu dieser Zeit damit beschäftigt war, die Psychoanalyse gegen den Organizismus in der Psychiatrie stark zu machen und innerhalb seiner eigenen Zunft

¹⁸ Lacan (1978a), S.8 / S.8

¹⁹ Lacan (1980b), S.49 / S.48, S.359 / S.326 und S.408 / S.370f.

einen von seinem biologistischen Erbe befreiten Freudianismus zu etablieren versuchte. Als Hauptschauplatz der psychoanalytischen Behandlung sah er die Grenzregion zwischen dem Imaginären und dem Symbolischen.

Jedoch war das Reale auch schon Mitte der fünfziger Jahre mehr als ein rein stoffliches Korrelat des Subjekts und seiner Welt. Lacan verwendete den Begriff 1955 auf zweierlei Weise. Wenn er behauptete, „daß wir kein anderes Mittel haben, dieses Reale aufzufassen – auf allen Ebenen und nicht nur auf der der Erkenntnis -, als durch Vermittlung des Symbolischen“, so bezog er sich auf eine materielle Realität, über die sich durchaus reden lässt, die *an sich* in seinen Augen aber nicht sonderlich interessant war. Für den Analytiker wurde das Reale erst durch seine Übersetzung ins Symbolische bedeutsam, als eine „immense Botschaft, in der das gesamte Reale nach und nach umgesetzt, neu erschaffen, umgearbeitet wird.“ Das so gebildete symbolische Konterfei ist dann für retroaktive Manipulationen offen. Auf der anderen Seite sprach Lacan aber auch bereits von einem „Realen ohne jede mögliche Vermittlung, des letzten Realen, des wesentlichen Objekts, das kein Objekt mehr ist, sondern jenes Etwas, angesichts dessen alle Worte aufhören und sämtliche Kategorien scheitern, das Angstobjekt par excellence.“²⁰ Als ein solches Unfassbares, amorph und bedrohlich, eigentlich eher ein Sur-Reales,²¹ sollte das Reale ab den sechziger Jahren für Lacans Konzept des Unbewussten zentral werden.

Freud hatte den Begriff der „psychischen Realität“ eingeführt und hatte die „*Ersetzung der äußeren Realität durch die psychische*“ zu einem Charakteristikum des Unbewussten gemacht.²² Er gebrauchte diesen Terminus, nachdem er sich von der Verführungstheorie verabschiedet hatte, weil er zu dem Schluss gekommen war, dass „seelische Produktionen“ wie Wünsche, Fantasien oder fingierte Kindheitserinnerungen ebenso konkrete Wirkungen auf den Menschen entfalten können wie die „äußere Wirklichkeit“: „Auch sie [die seelischen Produktionen] besitzen eine Art von Realität; es bleibt eine Tatsache, daß der Kranke sich solche Phantasien geschaffen hat, und diese Tatsache hat kaum geringere Bedeutung für seine Neurose, als wenn er den Inhalt dieser Phantasien wirklich erlebt hätte. Die Phantasien besitzen *psychische* Realität im Gegensatz zur *materiellen*, und wir lernen allmählich verstehen, daß *in der Welt der Neurosen die psychische Realität die maßgebende ist.*“²³ Aber Lacans Reales ist mit der psychischen Realität Freuds nicht gleichzusetzen. Diese gehörte in seinen Augen vielmehr dem Symbolischen an. 1955 wies er im Seminar darauf hin, dass „es

²⁰ Lacan (1980b), S.128 / S.122, S.408 / S.370 bzw. S.210f. / S.196

²¹ Zur Transzendierung der Realität im Surrealismus vgl. Macey (1988), S.51.

²² Freud, G.W., X, S.286

²³ Freud, G.W., XI, S.383

die symbolische Ordnung ist, die die ganze Realität dessen einführt, worum es sich dreht. Ebenso sind die Bilder unseres Subjekts eingepolstert im Text seiner Geschichte, sie sind einbezogen in die symbolische Ordnung [...] So früh wie möglich, sogar noch vor der Fixierung des eigenen Bildes des Subjekts, vor dem ersten strukturierenden Bild des Ich, wird die symbolische Beziehung konstituiert, die die Dimension des Subjekts in die Welt einführt, fähig eine andere Realität zu schaffen als die, die sich als die rohe Realität darstellt, als das Zusammenstoßen zweier Massen, das Aufeinanderprallen zweier Kugeln.“²⁴ Der strukturalistische Lacan der fünfziger Jahre war überzeugt, dass die symbolisch geordnete psychische Realität artikulierbar und integrierbar ist. „Das Unbewußte ist das Kapitel meiner Geschichte, das weiß geblieben ist oder besetzt gehalten wird von einer Lüge. Es ist das zensierte Kapitel. Doch seine Wahrheit kann wiedergefunden werden. Zumeist steht sie schon anderswo geschrieben“.²⁵ Ziel der Analyse war es, das sprachanalog strukturierte Unbewusste qua Diskurs des anderen, diese „stumme“, aber „anderswo schon geschriebene“ symbolische Ordnung zu mobilisieren, d.h. zum Sprechen zu bringen, umso ihre Anerkennung zu ermöglichen. Das Reale als das, „was der Symbolisierung absolut widersteht“, war zu dieser Zeit für Lacan nicht von Belang, weil er überzeugt war, dass „die Psychoanalyse im Freudschen Sinne [...] nicht das Unsagbare sucht, sondern den Sinn“.²⁶

Das änderte sich in den sechziger Jahren mit der Wende zum Realen. Die psychische Realität erschien nun als Fantasma, das „einen Schirm darstellt, dessen Funktion es ist, ein absolut Erstes, in der Funktion der Wiederholung Determinierendes jedem Zugriff zu entziehen.“²⁷ Jenes „absolut Erste“, das von der psychischen Realität verborgen wird, ist das Reale, in dem Lacan jetzt den Gegenstand der Urverdrängung sah. Die Urverdrängung stellt eine Art Gründungsakt des Unbewussten und damit des Subjekts als solchem dar: das Reale ist das erste, was verdrängt wird und fungiert fortan als Kristallisationspunkt für alle weiteren Verdrängungen und damit für die Bildung des Unbewussten insgesamt (Freud sprach in diesem Zusammenhang vom „Nachdrängen“ der „eigentlichen“, d.h. späteren Verdrängungen²⁸). Die Spur dieser originären Verdrängung, d.h. der „Kern“, um den herum das Subjekt und seine psychische Realität organisiert sind und dem es als Subjekt unterworfen ist, bezeichnete Lacan als den „Ursignifikanten“.²⁹ Er charakterisierte ihn 1964 als unsinnig

²⁴ Lacan (1980b), S.327f. / S.299

²⁵ Lacan (1973), S.98 / S.259

²⁶ Lacan (1980b), S.414 / S.375 und S.389 / S.353 bzw. Lacan (1978a), S.89 / S.80

²⁷ Lacan (1978b), S.66 / S.58f.

²⁸ Freud, G.W., X, S.250.

²⁹ Hier muss klargestellt werden, dass Freuds Begriff vom Kern des Unbewussten wesentlich von dem Lacans abwich. In einem Text, den Freud 1913 geschrieben hatte, hieß es: „Wenn es beim Menschen ererbte psychische Bildungen, etwas dem Instinkt der Tiere Analoges gibt, so macht dies den Kern des *Ubw* aus.“ (Freud, G.W., X,

und traumatisch und beabsichtigte mit seinen analytischen Bemühungen an dieses sinnlose Zentrum des Unbewussten heranzukommen. Die Bedeutung war für ihn nur noch Mittel zum Zweck. Sie sollte bloß die Richtung weisen zu jenem auf keinerlei Signifikat reduzierbaren Signifikanten. Der Analytiker gibt eine Deutung der Worte seines Analysanden, um „im Subjekt, wie Freud sagt, einen *Kern* von *non-sense* zu isolieren“. „Die Deutung ist nicht für jeden Sinn offen. Sie ist auch nicht beliebig. Sie ist bedeutende Deutung, die nicht verfehlt werden soll. Trotzdem ist diese Deutung nicht das Wesentliche für die Ankunft des Subjekts. Das Wesentliche ist, daß das Subjekt über diese Bedeutung hinaus sieht, welchem Signifikanten – Un-sinn, irreduzibel, traumatisch – es als Subjekt unterworfen, assujettiert ist.“ Der Prozess der Analyse sei ein „Fortschreiten der bedeutenden Deutung auf den signifikanten Un-sinn hin“.³⁰ 1972 lehrte Lacan die Teilnehmer seines Seminars, dass man mit der Aufforderung zur freien Assoziation den Analysanden nicht anhalte, „alles zu sagen – man kann nicht alles sagen – sondern Blödheiten zu sagen, darauf kommt es an.“ Denn so schafft man die Möglichkeit, dass „ein gewisses Reales berührt werden kann.“ Mit dem Realen in Kontakt zu treten, wurde zum Ziel von Lacans Analyse. „Keine Praxis ist mehr auf jenen Kern des Realen hin orientiert, der das Zentrum der psychoanalytischen Erfahrung ausmacht. [...] [E]s geht um ein Rendez-vous mit dem Realen, zu dem wir stets gerufen sind, das sich jedoch entzieht.“³¹

Das Geheimnis des Subjekts verschob sich von jener Formel, die einer stummen, aber grundsätzlich artikulierbaren symbolischen Ordnung zugehörte, zu der undifferenzierten, formlosen Masse des Realen. In diesem „Geheimnis des sprechenden Körpers“ sah Lacan jetzt das „Geheimnis des Unbewußten“ schlechthin:³² ein Unsagbares, das hinter allem Sagen steht. In dem Maße, in dem er sein Unterfangen einer Formalisierung des Unbewussten vorangetrieben hatte, war gleichzeitig ein nicht formalisierbarer Rest hervorgetreten, etwas, das sich nicht in Worte fassen lässt, dem ganz ähnlich, worauf Ludwig Wittgenstein am Ende seines *Tractatus logico-philosophicus* gestoßen war, als er geschrieben hatte: „Wovon man

S.294) Dieser Kern entsteht nicht durch Verdrängung, sondern ist eine „archaische Erbschaft“ aus der Stammesgeschichte der menschlichen Spezies. Als überzeugter Lamarckist (Gay (1989), S.328) wies Freud 1937 darauf hin, „daß im psychischen Leben des Individuums nicht nur selbsterlebte, sondern auch bei der Geburt mitgebrachte Inhalte wirksam sein mögen, Stücke von phylogenetischer Herkunft, eine *archaische Erbschaft*.“ (XVI, S.204f.) Er unterschied zwischen dem unbewussten „Kern des Ichs (dem Es, wie ich es später genannt habe), dem die ‚archaische Erbschaft‘ der Menschenseele angehört“ und dem „unbewußte[n] Verdrängte[n]“, das „aus einem Anteil dieser Erbschaft hervorgegangen ist.“ (XIII, S.79)

³⁰ Lacan (1978b), S.263f. / S.226f. Dem Motiv von etwas, das sich jedem Verstehen entzieht und die Entwicklung eines Individuums schwer stört, sind wir bereits im ersten Kapitel begegnet und zwar im Zusammenhang mit dem Gebrauch, den der frühe Lacan in seiner Dissertation von Jaspers Prozessbegriff machte. Durch ein solches Moment sollte sich der psychische Prozess von der Entwicklung der Persönlichkeit unterscheiden, „die stets in *verständlichen Zusammenhängen* ausdrückbar ist.“ Lacan (2002), S.144-150

³¹ Lacan (1986), S.26 / S.25 bzw. Lacan (1978b), S.59 / S.53

³² Lacan (1986), S.141 / S.118

nicht sprechen kann, darüber muß man schweigen“ (mit dem entscheidenden Unterschied, dass Lacan gerade versuchte, seine Patienten zum Sprechen über dieses Unsagbare anzuleiten). Im Innersten der Psychoanalyse war eine mystische Erfahrung aufgetaucht, die dem Projekt der Verwissenschaftlichung der Seele, aus dem die Analyse im ausgehenden 19. Jahrhundert hervorgegangen war, durch und durch fremd war. Rückblickend stellte Lacan 1973 seine sieben Jahre zuvor erschienenen *Schriften* [*Écrits*] in eine Tradition christlicher Mystik, zu der er etwa Angelus Silesius oder Hadewych von Antwerpen zählten. Er kritisierte nun die Begründer der Gedächtniswissenschaften, weil sie die Absicht gehabt hatten, das Unergründliche der menschlichen Erfahrung zu banalisieren: „Was versucht wurde am Ende des letzten Jahrhunderts, zur Zeit Freuds, was sie suchten, all die guten Leute in der Umgebung Charcots und der anderen, das war, zurückzuführen die Mystik auf Fickgeschichten. Wenn sie da nahe hinschauen, ist es das ganz und gar nicht.“³³

Lacan nutzte seine Konzeption eines unaussprechlichen, sich stets entziehenden Realen aber zugleich, um einen der zentralen Begriffe der Gedächtniswissenschaften umzuarbeiten: den des Traumas. Er beschrieb es als eine zufällig stattgehabte, jedoch jedes Individuum betreffende Begegnung mit dem Realen, als einen Zusammenstoß, auf den das Subjekt in keinster Weise vorbereitet ist, sodass die Begegnung verpatzt wird. Ein wesentlicher Teil des Realen bleibt in den „Netzen des Lustprinzips“ hängen, ohne assimiliert werden zu können und bestimmt von diesem Moment an die Zukunft des Subjekts. Lacans Ausführungen zum Trauma als verfehlter Begegnung mit dem Realen, als einer „auf immer verpaßten Gelegenheit“, basierten auf Freuds *Jenseits des Lustprinzips*.³⁴ Das Reale sollte jetzt jener quälende Rest sein, der die Ökonomie der Lust so nachhaltig stört. Es trat bei Lacan an die Stelle der unbewältigten exzessiven Erregungen, die in Freuds Darstellung im psychischen Apparat zirkulierten und für das Leiden seiner Patienten verantwortlich waren. So wurde es zur Ursache des Wiederholungszwangs. Freud hatte diesen Terminus erfunden, um begreiflich zu machen, warum Menschen auch unlustvolle und oft angstbesetzte Erinnerungen, Fantasien, Träume usw. immer wieder reproduzieren oder – nur scheinbar passiv – regelmäßig in ähnliche leidvolle Situationen geraten, sodass es den Anschein bekommt, als sei es ihr Schicksal, betrogen zu werden, Undank zu erfahren etc. Lacan erklärte diese Phänomene nun als Versuche, die Begegnung mit dem Realen zu wiederholen, um sie zu einem glücklicheren Ausgang zu führen.

³³ Lacan (1986), S.83 / S.71

³⁴ Lacan (1978b), S.61 / S.55 bzw. S.66 / S.58

Um das Verhältnis des Realen zum Symbolischen und zu dem darin wirksamen Wiederholungszwang zu erhellen, entnahm er Aristoteles' *Physik* die Begriffe *tyche* und *automaton* und definierte dabei *tyche* als „Begegnung mit dem Realen“ und *automaton* als „Signifikantennetz“, als „Wiederkehr“ und „Insistieren der Zeichen“.³⁵ *Tyche* ist das Unglück, das einen Menschen ganz zufällig trifft. Von dem Moment an, in dem dieses kontingente Ereignis in einen Signifikanten übersetzt wird, ist jedoch nichts mehr zufällig: im *automaton*, in der Maschinerie des Symbolischen, wird jener zwischen dem Räderwerk hängengebliebene Rest des Realen darauf drängen, wieder zu Tage zu treten, um endlich bewältigt werden zu können. Seine Wiederkehr erscheint meistens ganz zufällig, wie durch einen Unfall. Aber tatsächlich bedient sich das Reale der Realität als eines Mediums: „*vermittels* der Realität wiederholt“ sich etwas, „das insgesamt noch fataler ist“ als diese selbst. Die symbolische Produktion wird sich fortan permanent um diese Hyperrealität drehen, versuchen die Wahrheit über sie zum Ausdruck zu bringen und sie so einzufangen, um ihr die traumatische Kraft zu nehmen. Lacan erinnerte daran, dass schon Freud darauf hingewiesen habe, „daß sich nichts erfassen, zerstören, verbrennen läßt, wenn nicht in symbolischer Form, wie man sagt, *in effigie, in absentia*.“³⁶

Nach der tatsächlich ganz und gar kontingenten, unvorhersehbaren und traumatischen Begegnung mit dem Realen hat sich um die Spur dieses Ereignisses herum eine symbolisch vermittelte psychische Realität gebildet, in der die Zukunft bereits festgelegt zu sein scheint: unter dem Wiederholungszwang wird das Subjekt immer wieder die gleichen Erfahrungen machen müssen, auch wenn diese wie zufällig erscheinen. Die Erlebnisse in der Zeit werden von der zeitlosen Ordnung des Symbolischen bestimmt. „Wenn das Subjekt Subjekt des Signifikanten ist – determiniert ist vom Signifikanten – dann kann man sich vorstellen, wie in der Diachronie in erster Linie ein synchrones Netz wirkt.“³⁷ Der Lacan der fünfziger Jahre wollte, dass durch die Antizipation von Gewissheit diese stumme Ordnung zur Sprache gebracht würde, um sie erkennen und anerkennen zu können. Wenn es in den siebziger Jahren

³⁵ Lacan (1978b), S.58 / S.52 und S.60 / S.53f. Aristoteles hatte *automaton*, in der deutschen Übersetzung „blinder Zufall“, als Ergebnis eines Prozesses gesehen, welches *gegen* die dem Prozess inhärenten Gesetze und Regeln (seinen *telos*) zustande gekommen war. *Tyche*, die „Fügung“, war in seinen Augen ein Sonderfall von *automaton*: ebenfalls ein zufälliges Ergebnis eines Prozesses, d.h. Produkt äußerer Ursachen, hätte es zweck- oder unzweckmäßig sein können, weil es ein Gebiet betrifft, in dem Menschen Absichten hegen. Es gehört in den „Bereich möglicher Zwecke des Zweckbewußtseins“. Lacan setzte ausgerechnet die regelhaft wiederkehrenden Effekte des Wiederholungszwangs mit Aristoteles' *automaton* gleich, weil sie sich immer *wie durch Zufall* ereignen. Zufällig sind sie aber nur insofern, als dass sich in ihnen das tatsächlich völlig zufällige Urereignis wiederholt. Dieses Ereignis wird erst im Nachhinein, wenn es in die symbolische, von Zwecken, Intentionen und Bedeutungen organisierte Welt des Subjekts integriert ist, zur *tyche*, zum Glück oder Unglück. An sich neutral und bedeutungslos, wird das Ereignis nachträglich zum Trauma.

³⁶ Lacan (1978b), S.64 / S.57 bzw. S.56 / S.50 – Lacan bezog sich dabei auf Freud, G.W., VIII, S.374.

³⁷ Lacan (1978b), S.73 / S.65

zu seinem Ziel geworden war, in der Analyse an den Rest des Realen, um den herum sich das Symbolische organisiert hat, zu rühren, dann strebte er ein Ereignis an, das nicht antizipierbar ist. Das Reale liegt jenseits des symbolischen *logos* und die Begegnung mit ihm kann nicht in einer „logischen Zeit“, die Antizipationen zulässt, stattfinden. Es geht darum, das zur Wiederholung des immer Gleichen nötige Signifikantennetz zu zerschlagen und etwas möglich zu machen, das in der symbolischen Ordnung nicht vorgesehen war. Wenn im „wahren Sprechen“ das Reale gestreift wird, dann geht von diesem archimedischen Berührungspunkt schlagartig eine radikale Umstrukturierung des gesamten soziosymbolischen Feldes aus: die Erneuerung der Vergangenheit, der zwischenmenschlichen Beziehungen usw. ermöglicht eine Zukunft, die offen ist für Erfahrungen, wie sie für das Subjekt vorher nicht vorstellbar waren.³⁸

Mit der Wende zum Realen tritt nach der zyklischen und der linearen Form von Zeitlichkeit ein dritter Modus von Temporalität in den Vordergrund: der *kairos*, das Jetzt, das Plötzliche, der günstige Augenblick bzw. das Verfehlen dieser Gelegenheit. Die verzeitlichte Subjektivität erlebt einen Zerfall in blitzartige Momente. Trotz Lacans ursprünglicher Ablehnung des Cartesianismus³⁹ und obwohl seine Temporalisierung der Subjektivität von Heidegger inspiriert war und Heidegger alles daran gesetzt hatte, den modernen Subjektbegriff zu desavouieren, hielt Lacan an eben diesem Begriff des Subjekts fest. Bereits im Sophisma der logischen Zeit erwächst der entscheidende Impuls aus dem Zusammenschnellen eines engagierten „Daseins“ auf einen Punkt weltfremder und exzessiver Subjektivität. Aus dieser maximalen Kontraktion heraus wagt das Subjekt den nicht hinreichend begründbaren, letztlich irrationalen Sprung von der subjektiven in die objektive Zeitlichkeit, ohne den Erfolg seines Handelns schon vorhersehen zu können. Bereits in diesem frühen Text erweist sich Lacans Subjekt des Unbewussten als ebenso punktförmig und transzendental wie das Subjekt Descartes'. Ähnlich wie dieses seine irreduzible Transzendenz gegenüber einer mechanisierten Welt behauptet, der auch der menschliche Körper angehört, nimmt auch das lacansche Subjekt der Psychoanalyse eine Position radikaler Äußerlichkeit ein, die es selbst gegenüber der virtuellen Maschinerie des Symbolischen aufrechterhält. Aber im Unterschied zu seinem Cartesianischen Ahnen ist es zu keinerlei Selbstbewusstsein fähig

³⁸ In Anlehnung an Žižek (2001b), S.105f., ließe sich argumentieren, dass auch in dieser von Lacan als „Durchquerung des Phantasmas“ bezeichneten Erfahrung der Analyse die „frohe Botschaft“ des Christentums anklingt: das Versprechen, dass es mit Hilfe des Wunders des Glaubens bzw. der Kur möglich sei, noch einmal ganz von vorn zu beginnen und jene durch die Taufe symbolisierte „Wiedergeburt“ zu erleben, von der im Christentum die Rede ist.

³⁹ Lacan (1973), S.63 / S.93

(„Dort wo ich bin, denke ich nicht, und dort wo ich denke, bin ich nicht“⁴⁰) und es ist nicht nur im Raum punktförmig, sondern auch in der Zeit.⁴¹ Strenggenommen existiert es immer nur für infinitesimal kurze Momente und zwar stets in den Augenblicken, in denen die Zweifel plötzlich in Gewissheit umschlagen. 1964 erklärte Lacan den Hörern seines Seminars, „daß wir mit dem Terminus ‚Subjekt‘ [...] nicht das lebendige für die subjektive Erscheinung erforderliche Substrat meinen, auch nicht irgendwelche Substanz, oder ein Sein der Erkenntnis in Pathie, zweiter oder ursprünglicher, nicht einmal den Logos, der irgendwo Fleisch würde, sondern das cartesische Subjekt, das in dem Augenblick erscheint, wo der Zweifel sich als Gewißheit erkennt.“⁴² Indem die Gewissheit zur Entscheidung führt und sich im Akt bzw. in der Äußerung in der Welt manifestiert und diese signifikant und irreversibel verändert, kommt es zu einer Objektivierung, in der das Subjekt als solches verschwindet - um zu einem anderen Zeitpunkt, in einer ähnlich unentscheidbaren Situation wieder aufzutauchen. Es „pulsiert“, wie Lacan sagte.⁴³ Es ist dieses so fragile, flüchtige und für die Konsequenzen seines Handelns blinde Subjekt, das in seinen Augen den archimedischen Punkt darstellte, von dem aus sich die Welt aus den Angeln heben lässt.

Marie-Magdeleine Chatel hat in ihrem Aufsatz *L'acte de ponctuation ou le temps de la coupure – «Des séances courtes»* einen Zusammenhang hergestellt zwischen diesen theoretischen Neuerungen im Spätwerk Lacans und der parallel dazu von ihm vorangetriebenen Radikalisierung der Kurzsitzungen. Obwohl Lacan Ende der siebziger Jahre begann, sowohl körperlich als auch geistig immer weiter abzubauen (bei der Eröffnungssitzung seines Seminars *La topologie et le temps* verlor er 1978 vor dem gefüllten Saal stehend die Sprache und auch in der Folge kam es immer wieder zu kurzen Absenzen und kognitiven Ausfällen), setzte er seine analytische Tätigkeit bis kurz vor seinem Tod in dem rasanten Tempo seiner jüngeren Jahre fort. Tatsächlich beschleunigte sich sein Arbeitsrhythmus sogar noch weiter: in der Zeit von 1970 bis 1980 sah er zehn Patienten pro

⁴⁰ Lacan (1975), S.43 / S.517

⁴¹ Lacan (1975), S.235f. / S.642 und Lacan (1986), S.155 / S.130: „Das Subjekt ist je nur punktuell und schwindend“.

⁴² Lacan (1978b), S.132f. / S.115f. Vgl. auch Lacan (1975), S.220 / S.626. Lacans Rehabilitierung des Cartesianischen Subjekts erscheint als ein ideengeschichtlich höchst ungewöhnliches, beinahe reaktionäres Phänomen, wenn man den breiten Konsens in der europäischen Nachkriegsphilosophie bedenkt, eben diesen Subjektbegriff zu verabschieden.

⁴³ Ich verzichte an dieser Stelle darauf, Lacans Konzeption des pulsierenden Subjekts im Verhältnis zum Objekt klein a zu erläutern. In dem 1972/73 gehaltenen Seminar *Encore* knüpft sich hieran noch eine weitere, allerdings sehr fragmentarische Umdeutung des Sophismas der logischen Zeit an, in der die Hast als Objekt klein a begriffen wird. Lacan (1986), S.53f. / S.47f. Auch darauf möchte ich hier nicht näher eingehen, da dieser Themenkomplex nicht zu explizieren ist, ohne weit auszuholen und eine Reihe recht vielschichtiger Theoreme aus Lacans Spätwerk zu erläutern, das nicht im Mittelpunkt meiner Arbeit steht. Ich verweise deshalb auf die detaillierte und sehr fundierte Rekonstruktion Erik Porges. Porge (1989), S.115-149. Vgl. auch Porge (2000), S.209-212.

Stunde, acht Stunden am Tag, zwanzig Tage im Monat, zehn Monate im Jahr.⁴⁴ Elisabeth Roudinesco spricht von einer „phantastische[n] Auflösung der Zeit der Sitzung. [...] Innerhalb weniger Jahre formte er in der Tat mit bestimmten Patienten die Kurzsitzung in eine *Nicht-Sitzung* um.“⁴⁵ Chatel erkennt nun in diesen „eher punkthaften als punktierten“ Sitzungen eine Wiederkehr der Zeit in ihrer punktuellen Dimension, d.h. in der Dimension des Aktes: die Zeit werde auf einen reinen Schnitt reduziert. Während die von Lacan in den fünfziger Jahren gegebene Beschreibung seiner Sitzungsabbrüche als einer Form der Zeichensetzung nahe legte, dass es sich dabei um Operationen im Symbolischen handelte, weist Chatel die Interpunktion [*punctuation*] dem Register des Realen zu.⁴⁶

Die Frage der Abschließbarkeit der Analyse und der nie zu tilgende Rest

Lacans verstärktes Interesse am Realen und seine Bemühungen, seine Patienten damit in Kontakt zu bringen, führten ihn auch zu einer intensiveren Beschäftigung mit einem Problem, auf das Freud in seiner psychoanalytischen Praxis bereits sehr früh gestoßen war. Dieser hatte bald bemerken müssen, dass ihm eine komplette Heilung seiner Patienten so gut wie niemals gelang. In einem Brief vom 16. April 1900 an seinen Freund Fließ schrieb er: „E. hat endlich mit einer Abendeinladung in meinem Hause seine Laufbahn als Patient beschlossen. Sein Rätsel ist *fast* ganz gelöst, sein Befinden vortrefflich, Wesen ganz verändert, von den Symptomen ist derzeit ein Rest geblieben. Ich fange an zu verstehen, daß die scheinbare Endlosigkeit der Kur etwas Gesetzmäßiges ist und an der Übertragung hängt. Ich hoffe, daß dieser Rest den praktischen Erfolg nicht beeinträchtigen wird. Es lag nur an mir, die Kur noch weiter fortzusetzen, aber mir ahnte, daß dies ein Kompromiß zwischen Krank- und Gesundsein ist, den sich die Kranken selbst wünschen, auf den der Arzt darum nicht eingehen soll. Der asymptotische Abschluß der Kur, mir im Wesen gleichgiltig, ist immerhin eine Enttäuschung mehr für die Außenstehenden. Ich behalte den Mann übrigens im

⁴⁴ Roudinesco (1990), S.587

⁴⁵ Roudinesco (1996), S.586. In der zitierten Passage legt Roudinesco nahe, dass es eine nicht genauer bestimmte Verbindung gab zwischen diesem „Übergang zum Nullgrad der Sitzung“, Lacans neurologischen Defiziten (insbesondere der aphasischen Symptomatik), und seiner in den siebziger Jahren vollzogenen theoretischen Wende, die seine Aufmerksamkeit von der Sprache zur mathematischen Topologie und den Borromäischen Knoten, vom Sprechen zum Zeigen des Unsagbaren gelenkt hatte. Ich möchte darauf jedoch nicht weiter eingehen, da mir dieser Zusammenhang höchst spekulativ erscheint. Ich sehe nicht, wie sich dieser Konnex argumentativ stützen oder entkräften ließe.

⁴⁶ Chatel (1991), S.38 und S.42. Leider belegt sie diese These nicht anhand von Zitaten. Da der Schwerpunkt meiner Arbeit auf dem Lacan der fünfziger Jahre liegt, konnte ich der Frage, ob auch er seine Interventionen in den Siebzigern so verstand, nicht weiter nachgehen. An dieser Stelle könnten weitere Forschungsarbeiten anknüpfen. Auf die „asemantische Dimension“ der Sitzungsabbrüche weist auch Vinciguerra (2003) hin.

Auge...“⁴⁷ Freud hatte also wiederholt die Erfahrung gemacht, dass es etwas an seinen Analysanden gab, das der Analyse nicht zugänglich war. Nun entspricht dieser nicht analysierbare Rest exakt dem, was Lacan das Reale nannte. Während Freud dieses Residuum aber für unerheblich gehalten hatte, solange es das Wohlbefinden des Patienten nicht beeinträchtigte, machte es der späte Lacan zum Mittelpunkt seiner Analysen. Die Frage nach der Einstellung gegenüber diesem Phänomen ist deshalb von so großer praktischer Bedeutung, weil sie nicht zu trennen ist von der Frage, wann eine Behandlung zu Ende sein soll. Da die Psychoanalyse die Unterscheidung zwischen dem Normalen und dem Pathologischen von Anfang an unterminiert und sich somit scharfer Erfolgskriterien beraubt hat, ist ihr die Beantwortung der Frage nach der Beendigung bzw. Beendbarkeit der Kur stets schwer gefallen. Auch wenn er es zunächst mit ärztlichem Gestus beiseite geschoben hatte, beschäftigte dieses Dilemma Freud doch bis ans Ende seines Lebens. Fast vierzig Jahre nach jenem Brief an Fließ veröffentlichte er 1937 als eine seiner letzten Schriften den Aufsatz *Die endliche und die unendliche Analyse*.

Darin unterschied Freud zwischen zwei Definitionen des Endes einer Analyse, eine pragmatische und eine idealistische. Praktisch gesehen ist eine Kur demnach zu Ende, „wenn Analytiker und Patient sich nicht mehr zur analytischen Arbeitsstunde treffen. Sie werden so tun, wenn zwei Bedingungen ungefähr erfüllt sind, die erste, daß der Patient nicht mehr an seinen Symptomen leidet und seine Ängste wie seine Hemmungen überwunden hat, die zweite, daß der Analytiker urteilt, es sei beim Kranken soviel Verdrängtes bewußt gemacht, soviel Unverständliches aufgeklärt, soviel innerer Widerstand besiegt worden, daß man die Wiederholung der betreffenden pathologischen Vorgänge nicht zu befürchten braucht.“ Dieser praktisch-ärztlichen stellte Freud eine zweite, weitreichendere Definition zur Seite: „Die andere Bedeutung des Endes der Analyse ist weit ehrgeiziger. In ihrem Namen wird gefragt, ob man die Beeinflussung des Patienten soweit getrieben hat, daß eine Fortsetzung der Analyse keine weitere Veränderung versprechen kann. Also als ob man durch Analyse ein Niveau von absoluter psychischer Normalität erreichen könnte, dem man auch die Fähigkeit zutrauen dürfte, sich stabil zu erhalten, etwa wenn es gelungen wäre, alle vorgefallenen Verdrängungen aufzulösen und alle Lücken der Erinnerung auszufüllen.“⁴⁸

Da in Freuds Augen die Verdrängung Ergebnis eines Konflikts zwischen Trieb und Ich war, sollten Erinnerung und Verarbeitung von Traumata nur möglich sein, wenn dieser Konflikt gelöst werden könnte. Die Frage nach einer dauerhaften Heilung stellte sich für

⁴⁷ Zitiert nach: Freud, Sigmund, „Schriften zur Behandlungstechnik“, Studienausgabe, Frankfurt a.M., 1975, S.355f.

⁴⁸ Freud, G.W., XVI, S.63

Freud deshalb so: „[I]st es möglich, einen Konflikt des Triebes mit dem Ich oder einen pathogenen Triebanspruch an das Ich durch analytische Therapie dauernd und endgültig zu erledigen?“ Freud stellte klar, dass mit einer „dauernden Erledigung eines Triebanspruchs“ nicht gemeint ist, dass der Trieb zum Verschwinden gebracht werden soll (das sei weder möglich noch wünschenswert), sondern dass eine „Bändigung“ des Triebes“ angestrebt werde. „[D]as will heißen, daß der Trieb ganz in die Harmonie des Ichs aufgenommen, allen Beeinflussungen durch die anderen Strebungen im Ich zugänglich ist, nicht mehr seine eigenen Wege zur Befriedigung geht.“ Wesentlich für den Erfolg solcher Bemühungen ist die Stärke des Triebes, die teilweise auf kongenitale Faktoren zurückführbar ist, aber auch von später im Leben auftretenden physiologischen Faktoren beeinflusst wird, z.B. durch das Einsetzen der Pubertät oder der Menopause. Freud sah aber auch akzidentelle Ursachen der Triebverstärkung: „neue Traumata, aufgezwungene Versagungen, kollaterale Beeinflussungen der Triebe untereinander.“ Bei der Verdrängung handelt es sich um eine Abwehrmaßnahme des Ichs gegen zu stark werdende Triebe, die als gefährlich erlebt werden. Dieser Schutzmechanismus wird in der Entwicklung des Individuums früh erworben und funktioniert später auf immer gleiche Weise. „Alle Verdrängungen geschehen in früher Kindheit; es sind primitive Abwehrmaßregeln des unreifen, schwachen Ichs. In späteren Jahren werden keine neuen Verdrängungen vollzogen, aber die alten erhalten sich und ihre Dienste werden vom Ich weiterhin zur Triebbeherrschung in Anspruch genommen. Neue Konflikte werden, wie wir es ausdrücken, durch ‚Nachverdrängung‘ erledigt.“ Freud hielt die Verdrängung und andere Abwehrmechanismen durchaus für sinnvoll. Ziel seiner Behandlungen war es nicht, sie alle aufzuheben, sondern die Hydraulik des psychischen Apparates dahingehend umzuarbeiten, dass das Ich die Kontrolle zu bewahren vermag. „Die Analyse aber läßt das gereifte und erstarkte Ich eine Revision dieser alten [frühkindlichen] Verdrängungen vornehmen; einige werden abgetragen, andere anerkannt, aber aus soliderem Material neu aufgebaut. Diese neuen Dämme haben eine ganz andere Haltbarkeit als die früheren; ihnen darf man zutrauen, daß sie den Hochfluten der Triebsteigerung nicht so leicht nachgeben werden.“ Abwehrmechanismen sind demnach nur schädlich, wenn sie zum Selbstzweck verkommen und, obwohl sie selbst dem Ich angehören, schließlich durch eine „dauernde Schwächung des Ichs den Ausbruch der Neurose vorbereiten und begünstigen.“⁴⁹ Hier zeichnet sich bereits ab, dass Freud einen Zustand „absoluter psychischer Normalität“, in dem alle Verdrängungen aufgelöst und das Subjekt sich völlig durchsichtig wäre, nicht anstrebte.

⁴⁹ Freud, G.W., XVI, S.68-71 bzw. S.83

Es wäre auch falsch, Freuds Diktum *Wo Es war, soll Ich werden* als einseitige Bevorzugung des Ichs gegenüber dem Es auszulegen. Ich und Es sind gleichermaßen an der Pathogenese der Neurose beteiligt und müssen in der psychoanalytischen Therapie deshalb auch beide behandelt werden (zu dieser Einsicht kam jedenfalls der späte Freud schließlich). „Unsere therapeutische Bemühung pendelt während der Behandlung beständig von einem Stückchen Esanalyse zu einem Stückchen Ichanalyse. Im einen Fall wollen wir etwas vom Es bewußt machen, im anderen etwas am Ich korrigieren.“ Denn um das im Es Verborgene überhaupt bewusst machen zu können, müssen auch die Abwehrmechanismen oder Widerstände als unbewusste und abgesonderte Anteile des Ichs analysiert werden, um sie „durch Bewußtmachung mit dem übrigen Ich in Beziehung zu bringen.“ Andernfalls gefährdet gerade das scheinbar starke Ich den Erfolg der Therapie. „Die entscheidende Gefahr ist nämlich, daß die Abwehrmechanismen gegen einstige Gefahren in der Kur als *Widerstände* gegen die Heilung wiederkehren. Es läuft darauf hinaus, daß die Heilung selbst vom Ich wie eine neue Gefahr behandelt wird.“⁵⁰

Was die Aussicht auf einen dauerhaften Heilungserfolg angeht, war Freud im Jahre 1937, nach rund fünfzigjähriger Berufserfahrung, ernüchert. Er stellte fest, „die Analyse habe mit ihrem Anspruch, sie heile Neurosen durch die Sicherung der Triebbeherrschung, in der Theorie immer recht, in der Praxis nicht immer.“ Die Bewusstmachung der pathogenen Anteile des Unbewussten von Ich und Es gelang meistens nur unvollständig: „Es gibt fast immer Resterscheinungen, ein partielles Zurückbleiben.“ Die Ursache der häufigen Miss- und Teilerfolge psychoanalytischer Behandlungen sah Freud in der Konfrontation mit Triebstärken, denen die Mittel der Analyse nicht gewachsen waren. „Bei übergroßer Triebstärke mißlingt dem gereiften und von der Analyse unterstützten Ich die Aufgabe, ähnlich wie früher dem hilflosen Ich; die Triebbeherrschung wird besser, aber sie bleibt unvollkommen, weil die Umwandlung des Abwehrmechanismus nur unvollständig ist.“ Trotzdem wehrte sich Freud gegen die Behauptung, die Analyse sei grundsätzlich unabschließbar. „Wie immer man sich theoretisch zu dieser Frage stellen mag, die Beendigung einer Analyse ist, meine ich, eine Angelegenheit der Praxis. Jeder erfahrene Analytiker wird sich an eine Reihe von Fällen erinnern können, in denen er *rebus bene gestis* vom Patienten dauernden Abschied genommen hat.“⁵¹

Anders verhält es sich hingegen mit der „Charakteranalyse“, in der es um das Verständnis der eigenen Psyche geht und nicht um die Therapie von Symptomen. Dieser

⁵⁰ Freud, G.W., XVI, S.84

⁵¹ Freud, G.W., XVI, S.73f. bzw. S.96

„unendlichen Aufgabe“ muss sich der Psychoanalytiker stellen. Denn es hat „seinen guten Sinn, wenn man vom Analytiker als Teil seines Befähigungsnachweises ein höheres Maß von seelischer Normalität und Korrektheit fordert; dazu kommt noch, daß er auch eine gewisse Überlegenheit benötigt, um auf den Patienten in gewissen analytischen Situationen als Vorbild, in anderen als Lehrer zu wirken.“ In diesem Falle geht es also nicht um die Wiederherstellung der Gesundheit, sondern um eine moralisch-ethische Vervollkommnung des Arztes. Zu diesem Zweck riet Freud jedem Analytiker, sich ungefähr alle fünf Jahre selbst wieder in Analyse zu begeben (was Freud jedoch als der nicht analysierte Begründer und Urvater der psychoanalytischen Bewegung selber niemals tat). Aber er warnte auch bezüglich solcher Charakteranalysen vor überzogenen Ansprüchen. Sie kommen zwar zu keinem „natürlichen Ende“, was aber nicht zum Anlass genommen werden sollte, immer weiter einem unerreichbaren Ideal nachzueifern, das in der Charakteranalyse leicht an die Stelle der durchaus realisierbaren relativen Symptombefreiheit der therapeutischen Analyse treten könnte: „Man wird sich nicht zum Ziel setzen, alle menschlichen Eigenschaften zugunsten einer schematischen Normalität abzuschleifen oder gar zu fordern, daß der ‚gründlich Analysierte‘ keine Leidenschaften verspüren und keine inneren Konflikte entwickeln dürfe. Die Analyse soll die für die Ichfunktion günstigen psychologischen Bedingungen herstellen; damit wäre ihre Aufgabe erledigt.“⁵²

Freud akzeptierte also, dass seinem ambitionierterem Ziel, seine Analysanden durch Auffüllung ihrer sämtlichen Erinnerungslücken auf ein stabiles „Niveau von absoluter psychischer Normalität“ zu bringen, sodass „eine Fortsetzung der Analyse keine weitere Veränderung versprechen kann“, in der Praxis Grenzen gesetzt waren. Lacans Glaube an einen nicht weiter analysierbaren Kern des Subjekts, d.h. an das Reale, stand so weit mit Freuds Erfahrung durchaus im Einklang. Aber dieser irreduzible Rest nahm in Lacans Gedankengebäude einen vollkommen anderen Stellenwert ein. Das Streben nach einem „höheren Maß von seelischer Normalität und Korrektheit“ war ihm nicht nur vollkommen fremd, er lehnte es rundheraus ab, sah er doch darin eine Form von gleichmacherischem *human engineering*, das Menschen zu Objekten degradierte. Sein Ideal war Authentizität, nicht Normalität. Allerdings zog er es vor, seine Attacken gegen derartige Tendenzen in der Psychoanalyse gegen die *Ego Psychology*, die „psychologische Orthopädie“ seiner angloamerikanischen Kollegen oder gegen die gesamte IPA zu richten, statt diese Bestrebungen auf ihre Ursprünge bei Freud zurückzuführen. Jener unanalysierbare Rest fungierte in Lacans individualistischem Unternehmen als Garant dafür, dass jene absolute

⁵² Freud, G.W., XVI, S.94 bzw. S.96

psychische Normalität, von der aus keinerlei Veränderungen mehr zu erwarten wären, niemals erreicht werden kann. Ein solcher Zustand wäre in seinen Augen der totalen Objektivierung gleichgekommen, da dem Subjekt darin jegliche Offenheit gegenüber der Zukunft verloren gegangen ist. Aufgrund seiner deutlich von Freud abweichenden Vorstellung davon, worum es in der Analyse geht, möchte ich entgegen Lacans eigenen Beteuerungen in Abrede stellen, dass er tatsächlich bis zum Schluss Freudianer geblieben war.

Das Ziel der lacanschen Psychoanalyse

Anfang der fünfziger Jahre war Lacan in verschiedener Hinsicht dem Freudschen Erbe noch treuer gewesen, auch wenn sich vieles von dem, was im Spätwerk zum Tragen kam, bereits sehr früh abzuzeichnen begann. Zu dieser Zeit sah er das Ziel der Kur noch primär in der Heilung, die er als „Verwirklichung des Subjekts durch ein Sprechen, das von woanders kommt und es durchquert“,⁵³ definierte. Solange er das Geheimnis des Subjekts im Symbolischen vermutete, glaubte er, dass es grundsätzlich in Worte zu fassen sei, dass die „anderswo schon geschriebene Wahrheit“ jenes „zensierten Kapitels“ ebenso wiedergefunden werden könnte, wie es den Gefangenen des Sophismas möglich ist, die Farben der ihnen auf die Rücken gehefteten Scheiben zu benennen. Das Subjekt sollte in der Analyse dazu angeleitet werden, die Lücken in seiner Geschichte aufzufüllen. 1953 sprach Lacan noch zustimmend von „der Kontinuität der Anamnese, an der Freud die Vollständigkeit einer Heilung mißt“. Zwar machte er die Artikulation der Erinnerung gegenüber dem Erinnern als rein mentalem Prozess stark, aber er bewegte sich doch weiterhin im Rahmen des gedächtniswissenschaftlichen Paradigmas. Ähnlich wie Freud war er davon überzeugt, dass es in der Analyse um die „vollständige Rekonstitution der Geschichte des Subjekts“ geht.⁵⁴ Aber schon fünf Jahre später hatte Lacan die Überzeugung verloren, dass das Auffüllen von Gedächtnislücken zur Heilung führte. „Man wird nämlich nicht gesund, weil man sich erinnert. Man erinnert sich, weil man gesund wird“,⁵⁵ ließ er die Teilnehmer des Kolloquiums von Royaumont in seinem Vortrag *Die Ausrichtung der Kur und die Prinzipien ihrer Macht* wissen. Je weiter das Verhältnis des Subjekts zum Realen als einem Unsagbaren in den Vordergrund trat, desto klarer äußerte sich Lacans Ansicht, dass eine „vollständige Rekonstitution“ jener verborgenen Wahrheit des Subjekts niemals gelingen würde, weil sich

⁵³ Lacan (1980b), S.296 / S.272

⁵⁴ Lacan (1973), S.94f. / S.256 bzw. Lacan (1978a), S.19 / S.18

⁵⁵ Lacan (1973), S.215 / S.624. Dass Erinnern alleine wirkungslos ist, machte Lacan auch 1964 noch einmal deutlich, als er sagte: „Und ganz bestimmt läßt sich auf anderen Wegen als auf denen der Analyse eine vollständigere Erinnerung erreichen; diese Wege sind dann allerdings unwirksam für die Genesung.“ Lacan (1978b), S.46 / S.40

das Trauma niemals gänzlich ins Symbolische überführen lässt und insofern „sich nichts erfassen, zerstören, verbrennen läßt, wenn nicht in symbolischer Form“, ist es auch nicht möglich, es wirklich zu vergessen, d.h. es so aus dem Gedächtnis zu streichen, dass es aufhört unter der Vielzahl seiner Masken immer wiederzukehren. Als Reales entzieht es sich dem Subjekt ein ums andere Mal, um es dann wieder aufs Neue, aus unerwarteter Richtung zu überraschen. 1964 stellte Lacan fest: „Die Einkehr des Subjekts, das biographische Eingedenken geht nur bis zu einer bestimmten Grenze, die ich ‚das Reale‘ nenne. [...] Das Reale wäre hier das, was stets an derselben Stelle wiederkehrt – an der Stelle, wo das Subjekt als denkendes oder die *res cogitans* ihm nicht begegnet.“⁵⁶ Damit kann das Subjekt seine Wahrheit niemals im Sinne einer *adaequatio intellectus et rei* erfassen, zumindest nicht komplett. Lacan behauptete 1973, „daß alle Wahrheit eben das ist, was sich nicht sagen kann“ oder jedenfalls nur annähernd sagen lässt, und dass es in der Psychoanalyse darum gehe, „eine gemäße Wahrheit zu erhalten, nicht die Wahrheit, die von sich vorgibt, die ganze zu sein, sondern die des Halb-Sagens, die, die sich bewahrheitet, in dem sie sich davor hütet, bis zum Geständnis zu gehen“.⁵⁷ Das Wort „Geständnis“ gebrauchte Lacan in diesem Zusammenhang ganz im Sinne Foucaults, der darunter ein „Diskursritual, in dem das sprechende Subjekt mit dem Objekt der Aussage zusammenfällt“, verstanden hat.⁵⁸ Die Unsagbarkeit des Realen ist Bedingung genuiner Subjektivität und verhindert, dass das Subjekt jemals in seiner Aussage aufzugehen vermag: weil es im Menschen etwas gibt, das dem Sprechen entwischt, wird immer etwas ungesagt und damit offen bleiben. Seine Wahrheit wird sich stets erst angedeutet haben und noch erfüllen müssen. Mit seiner Wende zum Realen gab Lacan Freuds *Wo Es war, soll Ich werden* noch einmal eine neue Deutung: „Das Subjekt aber ist da, um sich wiederzufinden da wo es [...] das Reale war.“⁵⁹ Damit wurde die Heilung des Patienten zu einem ausgesprochen fragwürdigen Ziel der Analyse. Schon im Jahre 1960 wies Lacan seine Schüler darauf hin: „Sich zum Garanten dafür zu machen, daß das Subjekt auf irgendeine Weise sein Wohl selbst in der Analyse finden könne, ist eine Art Gaunerei.“⁶⁰

Wenn es in der Kur aber weder in erster Linie um Heilung noch um Glück geht, wohin soll sie dann führen? Lacan versuchte immer wieder, diese Frage zu beantworten. Im akademischen Jahr 1959/60 widmete er ihr sogar ein ganzes Seminar, dem er den Titel *Die Ethik der Psychoanalyse [L'éthique de la psychanalyse]* gab. Diese Lehrveranstaltung diente jedoch nicht in erster Linie dazu, eine Deontologie der analytischen Praxis, also eine

⁵⁶ Lacan (1978b), S.56 / S.49

⁵⁷ Lacan (1986), S.99 / S.85 bzw. S.101 / S.86

⁵⁸ Foucault (1983), S.79

⁵⁹ Lacan (1978b), S.51 / S.45

⁶⁰ Lacan (1996), S.361 / S.350

Medizinethik psychoanalytischer Psychotherapie zu vermitteln. Stattdessen wollte Lacan die Implikationen der Psychoanalyse für die Ethik herausarbeiten. Für ihn ging es in der Kur um eine „Moralerfahrung“, nämlich die des Freudschen Imperativs *Wo Es war, soll Ich werden*.⁶¹ Er hatte erkannt, dass Freuds Werk trotz seiner wissenschaftlichen Ursprünge von Anfang an in traditionelle Fragen der Ethik verstrickt gewesen war. So war zum Beispiel das Problem der Lust ein wesentlicher Aspekt jedes moralphilosophischen Systems seit Aristoteles. Freuds Konzepte des Lustprinzips und des Realitätsprinzips sollten also nicht auf rein funktionale Mechanismen des Seelenlebens reduziert werden. Lacan erklärte deshalb, „daß der Gegensatz von Lustprinzip und Realitätsprinzip, der Gegensatz von Primärvorgang und Sekundärvorgang weniger in die Ordnung der Psychologie als in die Ordnung der eigentlich ethischen Erfahrung gehört. Es gab bei Freud die Wahrnehmung der eigentlichen Dimension, in der sich das menschliche Handeln entfaltet, und man sollte in dem scheinbaren Ideal mechanistischer Reduktion, zu dem sich der *Entwurf [einer Psychologie]* bekennt, allein die Kompensierung, das Widerspiel sehen zur Freudschen Entdeckung der Tatsachen der Neurose, die von Beginn an aufgefaßt ist in der ethischen Dimension, in der sie sich tatsächlich situieren läßt. Das zeigt sich uns darin, daß der Konflikt in ihm im Vordergrund steht und daß dieser Konflikt von Anfang an, sagen wir, massiv moralischer Natur ist.“⁶² Obwohl Freud bemüht gewesen war, sich von der Philosophie fernzuhalten, hatte er es nicht vermeiden können, immer wieder an Fragen der Ethik zu stoßen. So beschrieb er beispielsweise in *Die „kulturelle“ Sexualmoral und die moderne Nervosität* (1908) eine fundamentale Spannung zwischen den moralischen Ansprüchen, welche die Kultur an das Geschlechtsleben des Menschen stellt, und seinen von Natur aus amoralischen Sexualtrieben. Wenn die Moral in diesem Konflikt die Oberhand gewinnt und die Triebe sich als zu stark erweisen, um sublimiert zu werden, so sollte sich die Sexualität entweder in perverser Form ausdrücken oder unterdrückt werden, was schließlich, so glaubte Freud, zur Neurose führen musste. Er war also der Meinung, dass die Wurzeln vieler Geisteskrankheiten in einer repressiven Sexualmoral zu suchen seien.⁶³

Wenn Lacan nun in der Analyse eine „Moralerfahrung“ sah, so lag ihm doch nichts ferner, als seine Analysanden auf den Weg der Läuterung zu bringen (auch wenn sein Vokabular zum Teil stark christlich eingefärbt war, sodass er mitunter vom Jüngsten Gericht oder bezüglich der Analyse von der „Vergebung durch das Wort“⁶⁴ sprach und so die von

⁶¹ Lacan (1996), S.14 / S.15f.

⁶² Lacan (1996), S.46f. / S.45f.

⁶³ Freud, G.W., VII, S.143-167

⁶⁴ Lacan (1996), S.374 / S.362, Lacan (1973), S.120 / S.279 und S.123 / S.281

Foucault festgestellte Kontinuität zwischen der Praxis der Beichte und der psychoanalytischen Kur zu bekräftigen schien). Lacans Kehre zum Realen war mit einem auf den ersten Blick antinormativ erscheinenden Zug in seinem Denken verbunden. 1959 sagte er: „Mehr als einmal seit der Zeit, als ich vom Symbolischen und vom Imaginären und von ihrer wechselseitigen Interaktion sprach, haben sich einige unter Ihnen gefragt, was letztlich das Reale ist. Nun, seltsam für ein summarisches Denken, das denken möchte, daß jegliche Erforschung der Ethik sich auf den Bereich des Ideals, wenn nicht gar des Irrealen beziehen muß, werden wir ins Gegenteil, in die umgekehrte Richtung gehen, in die Richtung einer Vertiefung des Begriffs des Realen. Die ethische Frage, insoweit uns die Position Freuds in ihr einen Schritt voranbringt, läßt sich aus einer Orientierung der Auszeichnung des Menschen im Verhältnis zum Realen artikulieren.“⁶⁵ Der Kern dieser Ethik des Realen, die Lacan gegen die verschiedenen Spielarten des Idealismus ins Feld führen wollte, war seine Konzeption des Dings.

Diesen schillernden und nicht sehr scharf umrissenen Begriff entnahm Lacan Freuds *Entwurf einer Psychologie* (er gebrauchte das deutsche Wort, sprach aber auch von *la Chose*). Um klarer zu machen, was er damit meinte, stellte er die von Freud verwendeten Termini „Ding“ und „Sache“ einander gegenüber. Die Sache sei „Produkt der Betriebsamkeit oder des menschlichen Handelns als eines durch Sprache regierten.“ Sie fällt in den Bereich des Vorbewussten, kann also im Prinzip jederzeit zu Bewusstsein gebracht werden, weil sie mit Hilfe von Wörtern bezeichnet werden kann. „*Sache* und *Wort* sind also fest aneinander gebunden, bilden ein Paar. *Das Ding* hat seinen Ort anderswo.“ In ihm liegt das „wirkliche Geheimnis“,⁶⁶ das heißt ein Geheimnis, das niemals gelüftet werden kann, weil es nicht in die symbolische Ordnung zu überführen ist. Insofern es nicht verstanden, gewusst oder in Worte gefasst werden kann, ähnelt es dem Kantschen *Ding an sich*.

Die große, von Lacan jedoch nicht weiter spezifizierte Nähe dieses Konzepts zum Realen liegt auf der Hand.⁶⁷ Diesem zugehörig nimmt das Ding eine eigenartige Zwischenstellung gegenüber der äußeren Realität und dem, was Freud psychische Realität genannt hatte, ein. Es ist dem Subjekt weder innerlich noch äußerlich oder aber beides zugleich. Lacan bezeichnete diesen Zustand als „intime Exteriorität“ oder „Extimität [*extimité*]“. Das Ding ist innerlich, insofern es als „Mittelpunkt des Ichs“ die Bewegung der Vorstellungen lenkt, deren Gravitationszentrum es darstellt, ohne selbst jemals vorgestellt

⁶⁵ Lacan (1996), S.19 / S.20f.

⁶⁶ Lacan (1996), S.59 / S.58

⁶⁷ Gondek hat dies so ausgedrückt: „*Das Ding* ist nicht das Reale, aber es ist die größtmögliche Annäherung an dieses, insofern *das Ding* die Grenze des Benennbaren und damit auch des Erkennbaren bezeichnet.“ Gondek (2001b), S.139

werden zu können. Es ist der blinde Fleck des Subjekts, von dem aus dessen gesamte Welt organisiert wird. Aber zugleich beschrieb Lacan es „als *Fremdes*, gelegentlich sogar Feindliches, jedenfalls als das erste Außen“, das immer als der entscheidende Bezugspunkt fungieren wird, „als absolutes Anderes“, welches das Subjekt sein Leben lang vergeblich wiederzufinden versucht (ohne ihm jemals wirklich begegnet zu sein), als „das, woran sich der ganze Weg des Subjekts orientiert.“⁶⁸

Aber obwohl das Ding als maßgebliche Orientierungsmarke allen Strebens des Subjekts dient, betonte Lacan, dass es sich dabei nicht um ein „Höchstes Gut“ handeln kann, weil es fatal wäre, wenn man es erreichen würde. Das Leben basiert auf der Spannung, welche die Distanz zu diesem uneinholbaren Fluchtpunkt erzeugt. Deshalb müssen die Moralgesetze Schranken schaffen, welche die Entweihung jenes „jenseitigen Heiligen“⁶⁹ verhindern. Im Einklang mit Freud und Lévi-Strauss sah Lacan im Inzesttabu das prototypische zu diesem Zweck erlassene Verbot. Freud, so Lacan, habe uns gezeigt, „daß es ein Höchstes Gut nicht gibt – daß jenes Höchste Gut, das *das Ding* ist, das die Mutter, das Objekt des Inzests ist, ein verbotenes Gut ist und daß es kein anderes Gut gibt. Das ist das bei Freud umgestürzte Fundament des Moralgesetzes.“ Aber Lacan fügte gleich hinzu: „Es geht jetzt darum zu begreifen, woher das positive Moralgesetz rührt, das sehr wohl intakt geblieben ist“.⁷⁰

Was Lacan hier ansprach, war die Krise, in welche die Ethik im Laufe des 19. Jahrhunderts hineingeraten war (das Werk Friedrich Nietzsches war hierfür symptomatisch) und aus der sie sich das ganze 20. Jahrhundert hindurch nicht zu befreien vermochte. Wenn alle moralischen Ziele genealogisch und psychologisch durchleuchtet ihre Verbindlichkeit eingebüßt haben und dem Relativismus zum Opfer gefallen sind, wenn kein „Höchstes Gut“ mehr anerkannt wird, wonach soll das Subjekt dann noch streben? Obwohl Lacan auf eine Remoralisierung der Psychoanalyse hinarbeitete, unterstützte er Freuds Projekt einer Zerstörung überkommener Moralvorstellungen und trieb es sogar noch weiter. Die „Position der traditionellen Ethik“ bestand in seinen Augen in der Forderung nach „Schmälerung des Begehrens, Bescheidenheit, Mäßigung“, worin Lacan eine unterdrückerische „Herrenmoral“ zu erkennen glaubte: „Was proklamiert Alexander, als er in Persepolis, was Hitler, als er in Paris ist? Die Präambel besagt wenig – *Ich bin gekommen, um Euch von diesem oder jenem zu befreien*. Das Wesentliche besteht darin – *Arbeiten Sie weiter. Die Arbeit darf nicht unterbrochen werden*. Was heißt – *Eines muß klar sein, es ist in keinem Fall eine*

⁶⁸ Lacan (1996), S.171 / S.167 bzw. S.67 / S.65 bzw. S.73f. / S.72 und S.89 / S.87

⁶⁹ Lacan (1996), S.172 / S.168

⁷⁰ Lacan (1996), S.88 / S.85

*Gelegenheit, das geringste Begehren zu zeigen. Die Moral der Macht, des Dienstes an den Gütern ist – Was die Begierden angeht, da werden Sie nochmals vorbeikommen müssen. Die können warten.*⁷¹ Für noch problematischer hielt Lacan, dass eine derartige Repression von den Subjekten nur allzu leicht verinnerlicht wird. Freud hatte die Bildung des Überichs auf die Internalisierung von Aggressionen zurückgeführt, die ein Mensch entweder von Seiten anderer erfährt (z.B. wenn ein Kind von seinen Eltern bestraft wird, weil es etwas Verbotenes getan hat) oder selbst entwickelt, ohne sie abreagieren zu können (etwa weil der andere stärker scheint und mit Vergeltung oder Strafe zu rechnen ist), sodass die aggressiven Impulse schließlich verinnerlicht werden und sich gegen das Subjekt selbst richten. Deshalb sah Freud sich „in therapeutischer Absicht sehr oft genötigt, das Über-Ich zu bekämpfen“ und seine überzogenen moralischen Ansprüche herunterzuschrauben. Zugleich war er aber auch davon überzeugt, dass seine Entwicklung ein „seelischer Fortschritt“ war und zu unseren wertvollsten kulturellen Errungenschaften gehört, auch wenn das Überich das Individuum in seinem von Grund auf egoistischen Streben nach Glück behindert, kommt es doch letztlich dem Gemeinschaftsleben zugute.⁷² Lacan hingegen war von solcher Ambivalenz frei. Er betrachtete es als die „wahre Pflicht“ des Patienten, gegen diesen „paradoxen und kranken, halb unbewußten Imperativ“ anzugehen.⁷³ Paradox daran sei, „daß das Moralbewußtsein um so fordernder auftritt, je mehr es geläutert ist – um so grausamer, je weniger wir es tatsächlich verletzen – um so spitzfindiger, je mehr wir es im Geheimsten unserer Regungen und Begehren, durch unsere Enthaltung in Akten zwingen, uns heimzusuchen. Kurz, der unauslöschliche Charakter dieses Moralbewußtsein, seine paradoxe Grausamkeit macht aus ihm im Individuum so etwas wie einen Parasiten, der sich aus den ihm zugestandenen Befriedigungen ernährt.“⁷⁴

Lacan wollte seine Analysanden von der Unterwerfung durch universalistische Gesetze und Moralvorschriften befreien (einschließlich solcher, die sich unter der Maske natürlicher Gesetzmäßigkeiten verbargen) und ihnen ein Leben ohne Gewissensbisse und Schamgefühle ermöglichen. „Was suchen wir denn in der Analyse“, fragte er, „anderes als eine befreiende Wahrheit? [...] Die Wahrheit, die wir in einer konkreten Erfahrung suchen, ist nicht die eines höheren Gesetzes. Wenn die Wahrheit, die wir suchen, befreiende Wahrheit ist, dann ist es eine Wahrheit, die wir am Punkt einer Hehlerei unseres Subjekts suchen müssen. Es ist eine partikulare Wahrheit.“ Sie hat „den Charakter eines gebieterischen

⁷¹ Lacan (1996), S.375 / S.363

⁷² Freud, G.W., XIV, S.482ff., S.503 bzw. S.332

⁷³ Lacan (1996), S.14f. / S.16

⁷⁴ Lacan (1996), S.111f. / S.107f.

Wunsches. Nichts, was sie von außen zu beurteilen erlaubte, vermöchte sich dem entgegenzusetzen. [...] Der *Wunsch* hat nicht den Charakter eines allgemeinen, sondern im Gegenteil, des partikularsten Gesetzes“.⁷⁵ Lacan war Strukturalist genug, um aus seinen Patienten keine vollkommen anomischen Existenzen machen zu wollen. Dieses „eigenste Gesetz“, welches das Subjekt durch die Analyse der Übertragung kennen lernen und in der Kur erobern sollte, „bedeutet zuerst stets die Annahme von etwas, das sich vor diesem in den vorausgehenden Generationen zu artikulieren begonnen hat“. Insofern das Unbewusste überindividuell organisiert ist, kommt die „Unterwerfung des Menschen unter das Gesetz des Unbewußten“ nicht der Erringung umfassender Autonomie gleich. Das Subjekt findet seine Bestimmung in jener „Genealogie von Verpflichtungen“ und „Pakten, die es eingegangen ist, zum großen Teil ohne recht zu wissen wie“. Nach seinem „eigensten Gesetz“ zu leben, heißt nicht, in Freiheit und Glück zu leben. Es kann bedeuten, ein zutiefst tragisches Schicksal auf sich zu nehmen, wie Lacan am Beispiel der Antigone zeigte, und ist dann „nicht weniger mit dem Unglück verwandt.“ In Anbetracht dieser Zielsetzung machte Lacan zu Recht darauf aufmerksam, dass es ein Schwindel sei, dem Patienten „sein Wohl“ zu versprechen. „Es gibt nicht den geringsten Grund dafür, daß wir uns zu Garanten des Bürgertraums machen.“⁷⁶

Wenn die lacansche Analyse jenen „gebieterischen Wunsch“ zu Tage förderte, in dem der Analysand das nur für ihn bestimmte Gesetz erkennen sollte, so geschah dies nicht, um ihn der Erfüllung seines Wunsches einen Schritt näher zu bringen. Wenn Lacan vom Gesetz sprach – egal ob es sich dabei um das universalste, das Inzesttabu, oder um das partikularste handelte – so meinte er damit jene Schranke, die das Subjekt von dem „extimen“ Gegenstand seines Begehrens abhält und so das Begehren selbst vor seinem Erlöschen in der Befriedigung bewahrt. Lacan übersetzte Freuds Begriff des Wunsches mit *désir*, Begehren (statt mit *vœu* oder *souhait*), womit auch Hegels Terminus *Begierde* üblicherweise übersetzt wurde, da in seinen Augen der Wunsch bzw. das Begehren wie Hegels Begierde wesentlich unerfüllbar war. In der Kur sollten die in der Übertragungsbeziehung artikulierten Bedürfnisse und Ansprüche des Analysanden auf das in ihnen versteckte Begehren zurückgeführt werden. Diese scheinbar konkreten Wünsche erwecken zunächst den Eindruck, durchaus erfüllbar zu sein, aber jedes Mal wird sehr bald klar: „*Das ist es nicht.*“⁷⁷ Hinter den Forderungen und Unzufriedenheiten steckt in Wahrheit ein Begehren, das sich nicht an diesem oder jenem Objekt festmachen lässt (wie ein Sexualpartner, die Person der Mutter, eine bestimmte Identität, etwa im Wunsch, Psychoanalytiker zu werden, oder das Glück), denn es gibt nichts,

⁷⁵ Lacan (1996), S.33 / S.32f.

⁷⁶ Lacan (1996), S.94 / S.92, S.358 / S.347 bzw. S.361 / S.350

⁷⁷ Lacan (1986), S.121 / S.101 und S.136 / S.114

was die fundamentale Leere ausfüllen könnte, um die das Begehren kreist – auch wenn das Subjekt dazu tendiert, diese beängstigende Öffnung in seinem Innersten mit diversen fantasmatischen Objekten zu stopfen und sich auf diese zu kaprizieren. Aber hinter alledem verbirgt sich letztlich nichts anderes als das Ding, denn es „wird stets durch eine Leere repräsentiert, weil es nicht durch anderes repräsentiert werden kann – oder genauer, weil es repräsentiert werden kann allein durch anderes.“⁷⁸ Diese transzendente, sich stets entziehende Entität ist das, worauf sich das Begehren eigentlich richtet. Hans-Dieter Gondek hat diesen Sachverhalt so beschrieben: Das Ding „ist der absolute Bezugspunkt jedes Begehrens. Diese Antwort verblüfft vielleicht auf den ersten Blick. Aber genau das unterscheidet das Begehren vom Bedürfnis: Es ist nicht stillbar, man kann es nicht abstellen, indem man ihm das adäquate Objekt beibringt. Denn ein solches Objekt gibt es nicht. Eben weil das Begehren letztlich auf das Ding geht, ist für es jedes Objekt unzureichend. Genau genommen ist die Beziehung sogar umgekehrt: Das Begehren in der ihm eigenen Unstillbarkeit hat kein adäquates Objekt – und diese Leerstelle füllt ‚das Ding‘ als nackte Referenz und damit als Jenseits jedes Objekts auf. Wir haben es hier gewissermaßen mit einer *Ethik des Begehrens* zu tun, insofern nämlich aus dem Begehren selbst eine Normativität ins Spiel kommt, die das Begehren auf das Ding als seine Transzendenz orientiert und damit in Gang hält.“⁷⁹ Es geht in der Analyse nicht darum, dass das Begehren befriedigt wird, sondern darum, es im Sprechen als Begehren anzuerkennen.⁸⁰ In der Kur soll nicht ein Zustand von Normalität erreicht werden, der sich stabil erhalten wird, sondern eine Affirmation der Subjektivität als einer Existenzform, die von einer fundamentalen Offenheit gegenüber der Zukunft geprägt wird, weil sie stets im Werden begriffen ist und auf ein unerreichbares Ziel hinarbeitet.

Lacans Ethik der Psychoanalyse ist eine Ethik des Realen, weil sie nicht fordert, ein bestimmtes Ideal zu erfüllen, sondern vom Subjekt verlangt, in der ihm eigenen Umlaufbahn das Ding zu umkreisen und sein Unbewusstes zu realisieren, indem es sich wieder und wieder bemüht, seinen unsagbaren Kern in die symbolische Ordnung zu überführen. „Das Subjekt aber ist da, um sich wiederzufinden da wo es [...] das Reale war.“ Lacans bis zum Schluss unaufhörlich vorgebrachte These, dass das Unbewusste strukturiert sei wie eine Sprache, bekommt hierdurch noch einmal eine neue Wendung: in seinem Spätwerk erscheint es immer weniger als jene „anderswo schon geschriebene“ Ordnung. Stattdessen wird es auf ein amorphes Etwas, das Ding, zurückgeführt, das erst im Sprechen Gestalt annimmt. Lacan

⁷⁸ Lacan (1996), S.160 / S.155

⁷⁹ Gondek (2001b), S.140

⁸⁰ Lacan (1978a), S.235 / S. 207

bestand darauf, „daß das Ding sich uns nur zeigt, indem es Wort macht“. „Das Unbewußte fassen wir letztlich nur in seiner Explikation, in dem, was von ihm in Wortereignissen artikuliert ist. Von da her haben wir das Recht [...] zu bemerken, daß dieses Unbewußte selbst letztlich keine andere Struktur hat als eine Sprachstruktur.“⁸¹ Es ist aber immer nur ein Teil, der davon gesagt wird und dann sprachlich strukturiert zum Vorschein kommt: sein reales Zentrum bleibt formlos und geht in keiner seiner Verbalisierungen auf. Sein Begehren stellt das Subjekt vor die unendliche Aufgabe, seinen realen Kern – egal, ob er als Trauma oder als Objekt des Begehrens betrachtet wird – zu umschreiben, ihn auf dem Feld des Symbolischen durch Worte, Gesten oder Akte zu erfassen, etwas davon einzufangen. Der Leitgedanke von Lacans libertärer Ethik war, „daß es nur eines gibt, dessen man schuldig sein kann, zumindest in analytischer Perspektive, und das ist, abgelassen zu haben von seinem Begehren [*avoir cédé sur son désir*].“ Die Analyse sollte nicht in erster Linie gesunde, psychisch normale oder moralisch geläuterte Individuen hervorbringen, sondern Menschen, die der Frage, welcher in Lacans Augen der „Wert eines Jüngsten Gerichts“ zukam, nicht ausweichen mussten: „Habt Ihr konform mit Eurem Begehren gehandelt, das Euch innewohnt?“ Darin sah er das Ziel der Kur. „[V]on was wollen Sie das Subjekt heilen?“, fragte er seine Schüler. „Ohne Zweifel gehört das absolut zu unserer Erfahrung, zu unserem Weg, zu unserer Inspiration – es zu heilen von den Einbildungen, die es auf dem Weg seines Begehrens zurückhalten.“⁸²

Wenn die Analyse dazu dient, dem Patienten seine ganz und gar individuelle Wahrheit zugänglich zu machen, sodass er ihr gemäß zu leben vermag, so muss der Analytiker darauf Acht geben, die nötige Distanz zu wahren, sie herauszuarbeiten und sie in gewissem Sinne sogar zu erzeugen.⁸³ Er sollte seinem Patienten nicht als Vorbild dienen wollen, wie Freud es noch „in gewissen analytischen Situationen“ für richtig gehalten hatte, und er sollte den Analysanden nicht nach seinen eigenen oder irgendwelchen anderen Idealen zu formen versuchen, also auch nicht nach medizinischen oder psychologischen Vorstellungen von Gesundheit. Deshalb warnte Lacan seine Hörer: „Wir haben jeden Augenblick zu wissen, wie wir uns tatsächlich zu dem Wunsch, es gut zu machen, zu dem Wunsch zu heilen, verhalten. Mit ihm haben wir zu rechnen als mit etwas, das die Eigenschaft hat, uns zu verwirren, und in vielen Fällen augenblicklich. Ich würde noch mehr sagen – man könnte paradox und treffend unseren Wunsch zu heilen als einen Nicht-Wunsch zu heilen bezeichnen. Dieser Ausdruck hat nur den Sinn, uns vor den üblichen Wegen des Guten, die für uns leicht zur schiefen Ebene werden können, vor dem wohlthätigen Betrug des Das-Gute-für-das-Subjekt-wollen zu

⁸¹ Lacan (1996), S.70 / S.68 bzw. S.43 / S.42

⁸² Lacan (1996), S.380 / S.368, S.374 / S.362 bzw. S.264 / S.258

⁸³ Lacan (1996), S.358f. / S.348

warnen.“⁸⁴ Das „unterrichtete Begehren“ des Analytikers sollte ein „Begehren nach der absoluten Differenz“ sein, der Wunsch seinem Patienten zu helfen, sein eigenes Begehren zu erkennen und anzuerkennen als das Gebot, dem er unter allen Umständen nachzukommen hat – auch dann, wenn seine Selbstverwirklichung zu Lasten anderer gehen sollte. Lacan wies unter Berufung auf die antike Tragödie darauf hin, „daß der Zugang zum Begehren dazu nötigt, nicht nur über alle Furcht, sondern über alles Mitleid hinauszugehen“.⁸⁵ Zur Erläuterung erklärte er den Teilnehmern seines Seminars: „Ich brauche Sie nicht zu bitten, sich weit auf die Erfahrung Ihrer Kranken einzulassen – indem ich das Glück meiner Ehegattin will, opfere ich ohne Zweifel meines, aber wer sagt mir, daß ihres sich dabei nicht total verflüchtigt?“ Ihr Glück zu wollen, bedeutete, so glaubte Lacan, ihr Wohl „nach dem Bild des meinen“ zu wollen und selbst wenn man ihren Ansprüche tatsächlich nachkäme und die ihr eigenen Bedürfnisse erfüllen könnte, würde das hinter ihnen verborgene Begehren weiterhin verkannt bleiben, sodass man Gefahr lief, sie von ihrem Weg abzubringen.⁸⁶ Die von Lacan propagierte Rücksichtslosigkeit, zu der er auch seine Patienten zu erziehen versuchte, wurzelte in einer radikalen Spielart des Individualismus und basierte auf der Annahme, das jedem Menschen eine ihm eigene Wahrheit innewohnt, nach der sich sein Leben richten müsste.

Lacan hielt es für wichtig, Abstand zu halten und sich in das Leben des anderen möglichst wenig einzumischen, weil er überzeugt war, dass wir den Kern von dessen Persönlichkeit ebenso wenig verstehen können wie das, worum sich unser eigenes Dasein dreht. Als Freud im *Entwurf* (verglichen mit der Emphase Lacans eher beiläufig) vom Ding gesprochen hatte, da war es genau um dieses Unerkennbare im anderen gegangen: „Nehmen wir an, das Objekt welches [die] W[ahrnehmung] liefert, sei dem Subjekt ähnlich, ein *Nebenmensch*. Das theoretische Interesse erklärt sich dann auch dadurch, daß ein *solches* Objekt gleichzeitig das erste Befriedigungsobjekt, im ferneren das erste feindliche Objekt ist, wie die einzige helfende Macht. Am Nebenmenschen lernt darum der Mensch erkennen. Dann werden die Wahrnehmungskomplexe, die von diesem Nebenmenschen ausgehen, zum Teil neu und unvergleichbar sein, seine *Züge* etwa auf visuellem Gebiet; andere visuelle W[ahrnehmungen], z.B. die seiner Handbewegungen, aber werden im Subjekt über die E[rinnerungen] von selbst erlebten Bewegungen in Assoziation stehen. Noch andere Wahrnehmungen des Objekts, z.B. wenn es schreit, werden die Erinnerung an eigenes

⁸⁴ Lacan (1996), S.264 / S.258

⁸⁵ Lacan (1978b), S.290 / S.248 bzw. Lacan (1996), S.385 / S.372. Lacans Bestreben, das Mitleid zu überwinden, dürfte unter anderem auf Freuds Beschreibung desselben als einer Form von Identifikation mit dem anderen zurückzuführen sein.

⁸⁶ Lacan (1996), S.226f. / S.220

Schreien und damit an eigene Schmerzerlebnisse wecken. Und so sondert sich der Komplex des Nebenmenschen in zwei Bestandteile, von denen der eine durch konstantes Gefüge imponiert, als *Ding* beisammenbleibt, während der andere durch Erinnerungsarbeit *verstanden*, d.h. auf eine Nachricht vom eigenen Körper zurückgeführt werden kann. Diese Zerlegung eines Wahrnehmungskomplexes heißt ihn *erkennen*, enthält ein *Urteil* und findet mit dem letzt erreichten Ziel ein Ende.“⁸⁷ Das Ding ist also der Rest, der am Ende des Erkenntnisprozesses übriggeblieben ist und sich als opak erweist: etwas am anderen bleibt mir unzugänglich, weil ich es nicht von mir kenne, weil ich mich also darin nicht wieder erkennen kann. Die Analyse und ganz besonders die Lehranalyse sollte den Analysanden in die Lage versetzen, diese irreduzible Andersheit des anderen, d.h. jenen Aspekt seines Wesens, der keine Identifikation zulässt, anzuerkennen. Erst wenn das Subjekt sich nicht mehr im anderen zu spiegeln glaubt, wird es in der Lage sein, sich auf sich selbst zu besinnen und seinen eigenen Weg zu gehen.

Diese Transformation des Verhältnisses zwischen Analysand und Analytiker unterscheidet sich insofern von der „Liquidation“ der Übertragungsbeziehung, als dass Lacan die Übertragungsliebe gar nicht abzuwickeln und aufzulösen beabsichtigte. Stattdessen wollte er sie in eine andere Form von Liebe überführen, die jedoch auf der Anerkennung der Andersheit des anderen basiert. Er unterschied zwischen zwei Arten von Liebe: einerseits die Liebe als eine „in ihrem Grunde imaginäre Funktion“ und andererseits die Liebe als „Grund und Basis der Welt“. Erstere identifizierte Lacan mit dem Eros, letztere mit der Agape.⁸⁸ Die erotische Liebe wird in Lacans Darstellung vor allem dadurch gekennzeichnet, dass sie sich auf der Ebene des Imaginären abspielt, zwischen zwei Menschen und ohne Vermittlung durch eine dritte Instanz. Es handelt sich um ein Verhältnis von Faszination und Abhängigkeit. Im Anschluss an Freud, der vom Eros gesagt hatte, dass er das Bestreben habe, „das Organische zu immer größeren Einheiten zusammenzufassen“, definierte Lacan ihn als „Verschmelzung, die aus der Zwei eines macht“.⁸⁹ Die Analyse sollte den Analysanden lehren, „daß solches Trachten pathetisch ist in seiner Naivität“. Diese Lektion ist besonders dann wichtig, wenn er im Begriff steht, selbst Analytiker zu werden, denn in dem „Wunsch des Analytikers [...], sich, bis hin zur Verschmelzung, dem anzunähern, der ihm anvertraut ist“, sah Lacan einen „Unweg, der zu verwerfen ist.“ In seinen Augen war „es für den Psychoanalytiker, wenn sein

⁸⁷ Freud, G.W., *Nachtragsband*, S.426f.

⁸⁸ Lacan (1978a), S.164 / S.145f.

⁸⁹ Freud, G.W., XIII, S.45 bzw. Lacan (1986), S.73 / S.63. An anderer Stelle erklärte Freud: „Auf der Höhe der Verliebtheit droht die Grenze zwischen Ich und Objekt zu verschwimmen. Allen Zeugnissen der Sinne entgegen behauptet der Verliebte, daß Ich und Du Eines seien, und ist bereit, sich, als ob es so wäre, zu benehmen.“ Freud, G.W., XIV, S.423.

Begehren ein unterrichtetes ist, nicht möglich, daß er einverstanden ist, bei der Täuschung stehen zu bleiben, die in der Erwartung besteht, diese Distanz könne auf Null reduziert werden.“⁹⁰ Statt sich auf die erotisch aufgeladene Übertragungsliebe, die sein Patient für ihn entwickelt, einzulassen, muss er ihm helfen, darüber zu sprechen, um das in der Übertragungsneurose verborgene Begehren zur Artikulation zu bringen, weil „das Begehren nie anders als unter einer verbalen Form, durch symbolische Benennung reintegriert wird“. Denn „[o]hne das Sprechen [...] gibt es nur *Verliebtheit*, imaginäre Faszination, aber gibt es keine Liebe. Es gibt die erlittene Liebe, aber nicht die aktive Gabe der Liebe.“⁹¹ Erst durch ihre Artikulation wird aus der Verliebtheit, wie sie in der Übertragung auftritt, eine andere Form der Liebe, die Liebe „in ihrer vollständigen Form“,⁹² die durch einen Bezug zum „Jenseits der Sprache“, d.h. durch eine „Teilnahme an der symbolischen Ordnung“ geprägt ist. Lacan glaubte: „Es gibt keine funktionell realisierbare Liebe in der menschlichen Gemeinschaft, es sei denn durch die Vermittlung eines bestimmten Vertrags, der, wie auch immer die Form aussehen mag, die er annimmt, immer dazu tendiert, sich in einer bestimmten Funktion, die der Sprache zugleich innerlich und äußerlich ist, zu isolieren. Sie ist das, was man die Funktion des Heiligen nennt, die jenseits der imaginären Beziehung liegt.“⁹³ Später konstatierte er ganz offen, „daß ich, warum nicht, Gott als Dritten setze im Geschäft der menschlichen Liebe“.⁹⁴ Die Liebe darf sich also nicht unmittelbar auf die andere Person richten – in einer solchen imaginären Intersubjektivität wäre sie „ganz befangen und festgeklebt“⁹⁵ – sondern sie muss durch die symbolische Ordnung und das Heilige bzw. Gott vermittelt werden.

Die Transformation der Liebe, die Lacan anstrebte, beginnt damit, dass sich das Subjekt aus der imaginären Fixierung auf den anderen befreit, indem es dessen irreduzible Andersheit anerkennt. So findet es zu jener „vollständigen Form“ der Liebe: „Die Liebe, nicht mehr als Leidenschaft, sondern als aktive Gabe, visiert immer, jenseits der imaginären Verhaftung, das Sein des geliebten Subjekts, seine Besonderheit. Deshalb kann sie sehr weitgehend seine Schwächen und Krümmungen akzeptieren“. Es geht darum zu lieben, „was diese Besonderheit an Undurchsichtigstem, Unausdenkbarstem haben kann“:⁹⁶ das Ding als das intime und zugleich transzendente Zentrum, um das herum sich die Subjektivität des anderen organisiert. Natürlich trifft das Subjekt in diesen Besonderheiten nicht auf das Ding

⁹⁰ Lacan (1996), S.358f. / S.348

⁹¹ Lacan (1978a), S.223 / S.197 bzw. S.347 / S.305

⁹² Lacan (1978a), S.274 / S.242

⁹³ Lacan (1978a), S.223 / S.197

⁹⁴ Lacan (1986), S.77 / S.66

⁹⁵ Lacan (1978a), S.274 / S.242

⁹⁶ Lacan (1978a), S.346f. / S.304f.

an sich. Vielmehr spielen sie die Rolle von Substituten des Dings. Diese Funktion nannte Lacan die des „Objekts klein *a*“. 1964 bestimmte er das Ende der Kur durch das, „was der Analytierte seinem Partner, dem Analytiker, letztlich zu verstehen gibt: *Ich liebe Dich, weil aber, unerklärlich, ich in Dir etwas liebe, das mehr als Du – das Objekt klein a, muß ich Dich verstümmeln.*“⁹⁷ Die Übertragungsneurose (und, folgt man Freud, damit zugleich auch die ursprüngliche Neurose) wäre demnach überwunden, wenn die erotisch aufgeladene Übertragungsliebe in einer Liebe aufgehoben worden ist, die „auf ihr Objekt Verzicht tut“,⁹⁸ und der andere nicht mehr idealisiert wird (als Ideal wurde er „verstümmelt“, vom Sockel gestoßen), sondern in seiner Eigenartigkeit Annahme findet. Was die beiden Liebenden dann noch verbindet, ist der auf der zuvor gewonnenen Unabhängigkeit basierende „Tausch Freiheit-Vertrag, der sich im gegebenen Sprechen verkörpert.“⁹⁹ Die Verbindung, die auf diese Weise gestiftet wird, ist ein heiliger Bund, insofern Gott als Dritter an dieser „*Ménage à trois*“, wie Lacan es nannte, beteiligt ist. Der Eros ist auf diese Weise im Laufe der Analyse in eine eigentümliche Variante der christlichen Nächstenliebe verwandelt worden – verstanden als Anerkennung der Differenz, bezogen auf etwas, das der Einbindung in die symbolische Ordnung stets entkommt. Lacan sprach von „einer grenzenlosen Liebe [...], die nun außerhalb der Grenzen des Gesetzes ist, wo allein sie zu leben vermag.“¹⁰⁰

Der Analysand beschließt die Kur

Die Kur, so glaubte Lacan, kommt zum Ende, wenn es dem Analysanden gelingt, die imaginäre Bindung an den Analytiker zu überwinden und eigenständig zu werden. Er erklärte seinen Schülern, „daß nur wenn das Ihrige Ihnen ausreichend erscheint, Sie sich, wenn Sie zu meinen Analysanten gehören, normalerweise von Ihrer Analyse lösen können.“¹⁰¹ Dazu muss der Analysand die Ansprüche, mit denen er die Kur begonnen hat, hinter sich gelassen und begriffen haben, was hinter diesen gesteckt hat. Denn am Anfang der Analyse steht stets ein Anspruch: der Analysand bezahlt den Analytiker und verlangt dafür, dass dieser ihm hilft, beispielsweise gesund, glücklich oder selbst Analytiker zu werden. Bezüglich der Lehranalyse, die Lacan ohnehin für die einzig „reine Analyse“ hielt, sagte er 1958: „Wer es nicht versteht, seine Lehranalysen bis zu jenem Wendepunkt voranzutreiben, an dem in einer

⁹⁷ Lacan (1978b), S.282 / S.241

⁹⁸ Lacan (1978b), S.290 / S.247. Wie das Ding ist das Objekt klein *a* kein Objekt im klassischen Sinne. Als Ursache des Begehrens entzieht es sich dem Subjekt immer wieder und schenkt ihm somit niemals Befriedigung.

⁹⁹ Lacan (1978a), S.274 / S.242

¹⁰⁰ Lacan (1978b), S.290 / S.248. Damit soll nicht gesagt sein, dass Lacans Psychoanalyse schließlich in Religion aufgegangen wäre. Zu dem komplexen Verhältnis dieser beiden Bereiche vgl. Boelderl (2002).

¹⁰¹ Lacan (1986), S.7 / S.9

Erschütterung sich zeigt, daß alle Ansprüche, die im Verlauf der Analyse sich artikulierten, und mehr noch als jeder andere der Anspruch, der an ihrem Anfang steht – Analytiker zu werden – und der damit hinfällig wird, nur Übertragungen waren, bestimmt, ein unstetes, in seinem problematischen Status recht zweifelhaftes Begehren aufrecht zu erhalten -, wer dies nicht versteht, hat keine Ahnung, was es zu erlangen gilt vom Subjekt, damit es eine Analyse ausrichten oder auch nur eine angemessene Interpretation geben kann.“ Am Ende der Kur sollte nicht die Gewissheit stehen, das Ziel erreicht zu haben und endlich Analytiker geworden zu sein. Lacan erläuterte, „daß, wenn ein Mensch sagt *ich bin*, oder *ich werde*, soll heißen *ich werde gewesen sein* oder *ich will sein*, es immer einen Sprung, eine Kluft gibt. Es ist, im Verhältnis zur Realität, genauso überspannt, zu sagen *ich bin Psychoanalytiker* wie *ich bin König*.“¹⁰² Die Lehranalyse sollte den Analysanden in dem Anspruch, Analytiker zu werden, nicht bestärken, sondern diesen Anspruch in Frage stellen und letzten Endes auflösen, indem sie es dem Analysanden ermöglicht, das Begehren, welches sich dahinter verbirgt, zu entziffern, sodass es als Begehren anerkannt und in die symbolische Ordnung integriert werden kann. Was diejenigen auszeichnet, die wirklich in der Lage sind, die Aufgabe des Analytikers zu übernehmen, das ist, wie Slavoj Žižek es ausgedrückt hat, „*das Begehren des Analytikers* – nicht das Begehren, ein Analytiker zu werden, sondern das Begehren, das zur subjektiven Position des Analytikers passt“.¹⁰³ Ich möchte mich an dieser Stelle nicht weiter mit der Frage auseinandersetzen, wie Lacan sich diese Position genau vorstellte.¹⁰⁴ Wichtig ist hier nur, dass der Analysand durch die Transformation der Übertragungsbeziehung in die Lage versetzt werden sollte, seinem Begehren eine derartige Form zu verleihen. Dies ist das entscheidende Ereignis in der Lehranalyse, das genuin Neue, das keine Wiederholung mehr darstellt: der Moment, in dem der Analysand die Befähigung erwirbt, selbst als Analytiker zu fungieren.

Nun fragt es sich, wie die Einnahme dieser subjektiven Position nachzuweisen ist. Dieses Problem ist deshalb von größter Wichtigkeit für die Psychoanalyse, da es sich bei der Lehranalyse um eine Form von Berufsausbildung handelt, nach deren Abschluss der Analysand imstande sein muss, seine künftigen Patienten verantwortlich zu behandeln. Nachdem Lacan die IPA hatte verlassen müssen und 1964 seine eigene Schule, die *École freudienne de Paris* (EFP), gegründet hatte, musste er dafür selbst eine Regelung finden. Wie

¹⁰² Lacan (1973), S.228 / S.636 bzw. Lacan (1978a), S.349 / S.307

¹⁰³ Žižek (2001a), S.412

¹⁰⁴ Antworten auf diese Frage liefern beispielsweise Porge (2000), S.253-283 und Patsalides / Patsalides (2001). In jedem Fall dürfte es auf der Hand liegen, dass Lacans Zielsetzung mit der Vorstellung der Lehranalyse als standardisierter Berufsausbildung, wie sie sich in den zwanziger Jahren herausgebildet hatte, erheblich konfligierte.

man sich unschwer vorstellen kann, war die Schaffung objektivierbarer Standards nicht nach seinem Geschmack. Nach allem, was er über den Fall des Wolfsmanns gesagt hatte, konnte es für ihn nicht in Frage kommen, der verhassten IPA darin zu folgen, für Lehranalysen Sitzungsdauer und –frequenz sowie eine Mindestdauer der Kur vorzuschreiben und die Analysanden ein bestimmtes Curriculum abarbeiten zu lassen.

Da die Identität der EFP aufgrund ihrer Entstehungsgeschichte durch und durch von ihrer Opposition zur IPA und deren nationalen Tochtergesellschaften geprägt war, hatten Lacan und seine Gefolgsleute¹⁰⁵ kein Interesse daran, deren Organisationsstrukturen zu kopieren. Sie wollten solche bürokratischen Einrichtungen wie die Ausbildungskommission, die Selektion der zur Lehranalyse zugelassenen Kandidaten, überhaupt die Unterscheidung zwischen Therapie und Lehranalyse oder auch die obligatorischen Kontrollen nach Abschluss letzterer nicht übernehmen. Fortan entfielen sämtliche technische Regeln einschließlich der Normierung der Sitzungen. Eine derartige Revolution hatte es in der Geschichte der Psychoanalyse zuvor noch nicht gegeben. In der EFP durfte jeder Analytiker im Einvernehmen mit seinem Patienten selbst über Frequenz und Anzahl der Sitzungen bestimmen¹⁰⁶ und die Sitzungsdauer handhaben, wie er es für richtig hielt. Lacan stand es jetzt endlich frei, seine Praxis so zu gestalten, wie es ihm beliebte. Das führte dazu, dass die Dauer der Sitzungen immer extremeren Schwankungen unterlag und zwischen einer Stunde und einer Minute variieren konnte, während deren Häufigkeit sich von einmal pro Woche bis zu zehnmal am Tag erstreckte. Die Grundtendenz blieb aber erhalten: die Sitzungsdauer nahm zwischen 1964 und 1979 unaufhörlich und deutlich erkennbar weiter ab, während die Zahl von Lacans Analysanden noch einmal answoll (es schien ihm beinahe unmöglich zu sein, irgendjemanden abzuweisen: selbst Analysanden, die sich schon bei einem anderen Analytiker in Behandlung befanden, holte er zusätzlich noch auf seine Couch¹⁰⁷).

Was nun die Frage angeht, wann eine derart deregulierte Lehranalyse als abgeschlossen zu betrachten sei, so fand Lacan auch hierauf eine höchst liberale, beinahe anarchistische Antwort: „Der Psychoanalytiker autorisiert sich nur durch sich selbst.“¹⁰⁸ Der Lehranalysand – aber dasselbe galt auch für jeden anderen Patienten – sollte im Laufe der Analyse die Eigenständigkeit gewonnen haben, selber zu entscheiden, wann er seinen eigenen Weg gefunden hatte. Es war an ihm, die Kur zu beschließen, wenn er die Gewissheit erlangt

¹⁰⁵ Zum Zeitpunkt der Eröffnung der EFP gehörten ihr 134 Mitglieder an, von denen sich ungefähr dreißig erstmals einer psychoanalytischen Vereinigung angeschlossen hatten, während die übrigen hundert aus der SFP stammten - von 182 Mitgliedern, die diese Organisation vor der Spaltung umfasst hatte. Mehr als die Hälfte war Lacan also ins „Exil“ gefolgt. Roudinesco (1996). Vgl. auch Roudinesco (1990), S.433.

¹⁰⁶ Roudinesco (1990), S.443 bzw. Roudinesco (1996), S.470

¹⁰⁷ Roudinesco (1990), S.419 und Roudinesco (1996), S.570

¹⁰⁸ Roudinesco (1996), S.502

hatte (oder vielmehr *antizipierte*), dass er in Zukunft nicht mehr auf den Analytiker angewiesen sein würde, um sein Unbewusstes zu realisieren. Natürlich sollte er die Analyse nicht einfach von einem Tag auf den anderen abbrechen. Schließlich sollte er die Fähigkeit erlangt haben, sein Begehren zu artikulieren. Wie der Gefängnisdirektor des Gefangenensophismas verlangte Lacan von seinen Analysanden, dass sie ihren Entschluss begründeten und verbalisierten, was sich ereignet hatte, was das Neue an ihrer Erfahrung war, das sie zu diesem Schritt veranlasste. Schneiderman hat die Beendigung der Analyse bei Lacan so beschrieben: „Am Ende einer Psychoanalyse hat der Analysand den Eindruck, dass sie zu Ende ist, dass aus der Analyse nichts mehr zu gewinnen ist und sogar dass der Analytiker ihn ermutigt, Schluss zu machen. Bei Lacan verhielt es sich so. Er sagte den Leuten nicht, dass sie aufhören sollten, dass sie in eine Abschlussphase eingetreten waren. Irgendeine Art Krise brach aus, die meistens von denselben Bedingungen [*terms*] ausging, die den Analysanden dazu veranlasst hatten, den Analytiker überhaupt erst aufzusuchen, und diesmal liegen die Dinge anders, weil der Analysand feststellt, dass er sich anders verhält. Er ist nicht länger bereit, dem Analytiker zuzubilligen, dass dieser über ihn Bescheid wüßte, und glaubt nicht weiter, dass er von ihm weiteres Wissen erlangen könnte. Es gibt nichts mehr, was er von ihm bekommen könnte und es bleibt nur, ihn fallenzulassen als ein weiteres Überbleibsel der Vergangenheit. Aber Lacan akzeptierte niemals die Idee, dass die Analyse beendet ist, wenn *sie* zu Ende ist. Es wurde vom Analysanden verlangt, dass er als *Ich* zum Schluss kam und dass mit diesem Akt die Sitzungen endgültig eingestellt wurden. Seine Tat sollte mit seinen Worten übereinstimmen und die Abschlussphase ist der Zeitraum zwischen der ersten Bekundung des Analysanden, dass er als *Ich* aufhören will, und dem Moment, in dem er beschließt, nicht wieder zurückzukommen.“¹⁰⁹

Lacans großes Interesse an der Frage nach der Beendigung der Kur und seine Haltung gegenüber diesem Problem dürfte unter anderem auch auf die Erfahrung seiner eigenen Lehranalyse bei Loewenstein zurückzuführen gewesen sein. Schneiderman mutmaßt: „Vielleicht war Lacans Analyse nicht richtig abgeschlossen worden und er fühlte sich verlassen, als Loewenstein in die Vereinigten Staaten emigrierte. Das würde erklären, warum Lacan die Frage nach dem Ende der Analyse, nach dem Übergang vom Platz des Analysanden zu dem des Analytikers so sehr beschäftigte.“¹¹⁰ Elisabeth Roudinescos weitaus detailliertere Auseinandersetzung mit der Beziehung zwischen den beiden Männern wirft hingegen ein ganz anderes Licht auf deren Verhältnis. Lacans 1932 begonnene Analyse war von Anfang an

¹⁰⁹ Schneiderman (1983), S.170 (Übersetzung – NL)

¹¹⁰ Schneiderman (1983), S.157 (Übersetzung – NL)

von Rivalität überschattet. Er erkannte seinen Analytiker niemals wirklich an. Einer Freundin gegenüber bemerkte er sogar einmal, Loewenstein sei nicht intelligent genug, um ihn zu analysieren.¹¹¹ Die Rolle des *sujet supposé savoir*, des Subjekt, dem der Analysand unterstellt, über ihn Bescheid zu wissen, die in Lacans Theorie später dem Analytiker in der Übertragungsbeziehung zugewiesen werden sollte, konnte Loewenstein jedenfalls nicht erfüllen. Er war ein Verfechter der von der IPA 1925 aufgestellten Standards und unterzog Lacan einer vollkommen normgerechten Kur: Sitzungen von 50 Minuten Dauer, vier bis fünf mal pro Woche und das sechs Jahre lang. Lacan langweilte sich. 1938 hatte seine Kur die von der IPA vorgeschriebenen vier Jahre, die eine Lehranalyse mindestens dauern sollte, längst überschritten. Sechs Jahre waren eine für damalige Verhältnisse ungewöhnlich lange Zeit und Lacan wurde ungeduldig. Gegen Loewensteins Willen beschloss er schließlich, für eine Vollmitgliedschaft in der SPP zu kandidieren. Es kam darüber in der Gesellschaft zu einer heftigen Kontroverse. Loewenstein versuchte, die Aufnahme seines Analysanden zu verhindern, während sich der Nationalist Edouard Pichon vehement zugunsten Lacans einsetzte, da er in ihm bereits den zukünftigen Repräsentanten einer genuin "französischen Psychoanalyse" erkannte. Schließlich kam es zu folgender Abmachung: Loewenstein willigte in die Ernennung Lacans zum Vollmitglied ein und Pichon akzeptierte im Gegenzug die Aufnahme Heinz Hartmanns, der nach der Besetzung Wiens durch die Nationalsozialisten kurz zuvor nach Paris geflohen war. Loewenstein hatte jedoch verlangt, dass Lacan, dessen Analyse er für nicht abgeschlossen hielt, diese bei ihm fortsetzen müsste. Dieser hatte auch eingewilligt und wurde aufgrund dieses Handels am 20. Dezember 1938 Vollmitglied der SPP. Auf Loewensteins Couch kehrte er allerdings nicht zurück.¹¹² Viele Jahre später, 1953 – Loewenstein war längst nach New York ausgewandert – reagierte dieser auf einen Brief der Prinzessin Marie Bonaparte, in dem sie ihm von dem Streit über Lacans Praxis der variablen Sitzungsdauer berichtete. Er antwortete ihr, dass die Weise, in der Lacan ihn 1938 in einem so wichtigen Punkt wie der Beendigung seiner Analyse betrogen hatte, nicht ohne schwerwiegende Konsequenzen hätte bleiben können. Er hoffe, dass Lacans Analysanden, die auf die Schnelle analysiert worden seien und somit überhaupt nicht analysiert seien, nicht anerkannt würden.¹¹³ Der Konflikt um die variable Sitzungsdauer hatte seine Wurzeln also auch in Lacans Unzufriedenheit auf Loewensteins Couch und dem disharmonischen Ende, das er seiner scheinbar unendlichen Analyse schließlich gemacht hatte.

¹¹¹ Roudinesco (1996), S.123

¹¹² Roudinesco (1990), S.117-124 sowie Roudinesco (1996), S.115-134 und S.139f.

¹¹³ Roudinesco (1990), S.122f.

Lacan hatte sich also – wie vor ihm Freud – als Analytiker selbst autorisiert und verlangte nun dasselbe von seinen Schülern.¹¹⁴ Durch einen solchen Akt der Selbstautorisierung avancierte ein „einfaches Mitglied“ der EFP (*Membre de l'École*, ME) zum „Analytiker Mitglied der Schule“ (*Analyste membre de l'École*, AME). Als solches durfte es sich als Psychoanalytiker bezeichnen und selbstverantwortlich Analysanden in Behandlung nehmen. Da die Unterscheidung zwischen Therapie und Lehranalyse in der EFP abgeschafft worden war, fungierten AMEs sowohl als Therapeuten als auch als Lehranalytiker (in den Tochterorganisationen der IPA war letztere Funktion ausschließlich denen vorbehalten, die zu Vollmitgliedern ernannt worden waren). Über ME und AME hinaus gab es aber noch einen dritten Rang, den des „Analytikers der Schule“ (*Analyste de l'École*, AE). Fast alle wichtigen Posten in der *École* standen ausschließlich AEs offen. Die Verleihung dieses Titels wurde deutlich restriktiver gehandhabt, obwohl in der Theorie auch hier galt, dass der Analytiker sich einzig durch sich selbst autorisiert. Aber um AE zu werden, genügte es nicht, den Schluss, dass man in der symbolischen Ordnung die Position des Analytikers eingenommen hatte, gegenüber dem eigenen Analytiker zu explizieren. Ende der sechziger Jahre führte Lacan einen recht komplexen institutionellen Rahmen ein, innerhalb dessen sich die Anwärter auf diesen Titel ihre Selbstautorisierung beglaubigen lassen mussten. Diese Prozedur wurde *passé* genannt.

Auch diese zweite bedeutende technische Innovation Lacans löste einen heftigen Konflikt aus. Zu der Zeit, als er sie zu etablieren versuchte, handelte es sich bei den „Analytikern der Schule“, überwiegend um seine alten Mitstreiter aus den Tagen der SFP, denen dieser Titel bereits 1964 anlässlich der Gründung der EFP verliehen worden war, ohne dass sie dafür irgendeine Prüfung hätten ablegen müssen. Viele von ihnen opponierten gegen die *passé*, zum Teil aufgrund theoretischer Vorbehalte, zum Teil aber auch aus machtpolitischen Beweggründen. Als es Lacan 1969 schließlich gelang, seine Pläne mit Hilfe der jüngeren Mitglieder gegen viele seiner langjährigen Weggefährten durchzusetzen, kam es zum dritten Bruch in der Geschichte der französischen Psychoanalyse: Valabrega, Aulagnier und Perrier verließen die EFP und gründeten eine eigene Gesellschaft, die *Organisation psychanalytique de langue française* (OPLF) oder *Quatrième Groupe*, die in ihrer theoretischen Orientierung lacanianisch bleiben sollte, ohne aber die variable Sitzungsdauer

¹¹⁴ Moustapha Safouan hat darauf hingewiesen, dass Freud auf das Absolvieren einer Lehranalyse nicht bestanden hatte (jedenfalls nicht im Sinne des rigiden Berliner Modells). Als Bernfeld ihn 1922 fragte, ob er – wie die Berliner Gruppe zu dieser Zeit bereits empfahl – sich einer Lehranalyse unterziehen sollte, bevor er selbst zu praktizieren begann, gab Freud ihm zu verstehen, dass es dazu keine Veranlassung gäbe. Er war überzeugt, dass Bernfeld auch so gut zurechtkommen würde. Auch Abraham hatte zu praktizieren angefangen, ohne zuvor eine Lehranalyse gemacht zu haben. Freud hatte also nicht nur sich alleine das Recht zugestanden, sich als Psychoanalytiker selbst zu autorisieren. Safouan (2000), S.54 und S.58f.

oder die *passe* zu übernehmen.¹¹⁵ Unterstützt wurde Lacans Ausbildungsreform vor allem von den Studenten der EFP, denen er erfolgreich suggeriert hatte, dass sein Projekt ganz von dem freiheitlichen Geist des Jahres 1968 beseelt war. Außerdem schien es für sie auch bessere Aufstiegschancen bereitzuhalten.

Auf den ersten Blick hatte es tatsächlich den Anschein, als ob mit der *passe* eine beträchtliche Liberalisierung der EFP durchgesetzt worden wäre. Im Grunde konnte sich jeder Angehörige der Schule – egal ob ME oder AME – für diese Prüfung anmelden. Über seine Mitgliedschaft hinaus musste er keinerlei formale Kriterien erfüllen. Es war gleichgültig, bei wem er sich in Analyse befand, welchen Rang sein Analytiker bekleidete, wie lange seine Kur schon dauerte, wie regelmäßig die Sitzungen stattgefunden und welche Länge sie gehabt hatten. Die Idee war, dass einzig und allein das zählte, was der Analysand während seiner Analyse zuwege gebracht hatte. Über die Vergabe des Titels entschied letztlich ein siebenköpfiges Gremium, die so genannte *jury d'agrément*. Ihr gehörten der Direktor der *École*, d.h. Lacan, sowie sechs weitere Mitglieder der EFP im Rang von AEs an. Darüber hinaus wurde zwei weiteren Mitgliedern, die sich selbst noch in Analyse befanden, die Rolle so genannter *passeurs* zugewiesen. Sie sollten als Mittler zwischen *passant* und Jury dienen. In der Praxis sah das Verfahren so aus: wer den Titel eines AEs erwerben wollte, meldete sich zur *passe* an. Sobald die *passeurs* ausgewählt waren, setzte sich der Kandidat oder *passant* mit ihnen einzeln in Verbindung. Er durfte nun mit jedem der beiden so lange sprechen, wie er für nötig hielt, um dem jeweiligen zu erklären, wie er zu dem Schluss gekommen war, das Ende seiner Analyse erreicht zu haben und wie er sich entschieden hatte, Psychoanalytiker zu werden. Er erzählte ihnen also seine Geschichte und vom Verlauf seiner Analyse. Aber es wurde auch von ihm erwartet, die Erfahrung seiner Kur als Lehranalyse zu theoretisieren. Wenn er glaubte, dass seine Gesprächspartner seine Gründe verstanden hatten, dann schickte er sie vor die Jury, wo sie seinen Fall darlegen sollten. Der *passant* bekam also niemals selbst die Gelegenheit, seine Entscheidung in eigenem Namen zu verteidigen.¹¹⁶ Er musste darauf vertrauen, dass die anderen für ihn eintraten, obwohl sie die gleiche Position anstrebten wie er und deshalb in ihm einen potentiellen Konkurrenten sehen mussten. Schneiderman, der die Prozedur als Mitglied der EFP kennen gelernt hat, berichtet, dass der *passant* gezwungen war, sich auf Leute zu verlassen, „von denen angenommen werden konnte, dass sie in Rivalität mit ihm stehen würden, deren Motive nicht die besten gewesen sein mögen und die kein wenig qualifizierter waren als der Kandidat selbst. Das Komitee war mit der Aufgabe betraut, die

¹¹⁵ Vgl. hierzu Roudinesco (1990), S.459f. und S.471-477 sowie Mijolla-Mellor (1995).

¹¹⁶ Roudinesco (1990), S.443-461 und Roudinesco (1996), S.501-503

Aussagen der beiden Zeugen unter die Lupe zu nehmen, um an das Eigentliche heranzukommen, an den Sprecher hinter den Repräsentanten. Während der Kandidat als Subjekt an dem einen Ort war, entschied sich sein Schicksal an einem anderen. Es ging auch weniger darum, die *passeurs* zu unterweisen, sie mit den richtigen Informationen zu versehen und von den Vorzügen der eigenen Bewerbung zu überzeugen. Vielmehr stand man, alles in allem betrachtet, vor der Aufgabe, nicht sich selbst darzustellen, sondern die *passeurs* mit einer List dazu zu bringen, trotz ihrer selbst zu tun, wie man ihnen geheißen hatte. Augenscheinlich handelt es sich hierbei nicht um eine offenkundige Angelegenheit: es wird nicht klar gesagt, was geschehen wird zwischen dem Kandidaten und den *passeurs*, zwischen den *passeurs* und dem Komitee. Das Verfahren legte die Kriterien für Bestehen und Durchfallen nicht eindeutig fest. Deshalb war eines der wenigen besonderen Merkmale der Praxis der *passé* das Ausmaß der Angst, die sie unter den Kandidaten und denen, die eine Kandidatur in Erwägung zogen, schürte.¹¹⁷

Mit der *passé* setzte Lacan das Gefangenensophisma in institutionelle Praxis um. Die Analysanden der *École*, insofern sie den Titel eines AE anstrebten, befanden sich in der Situation der Häftlinge. Wie diese sollten sie begreifen lernen, was ihre Bestimmung ist. Es wurde von ihnen erwartet, selbst den richtigen Augenblick zu finden, ihrer Analyse als Zeit zu begreifen ein Ende zu setzen und dann in der Lage zu sein zu erklären, wie sie zu der Gewissheit gekommen waren, die einem Analytiker angemessene subjektive Position eingenommen zu haben. Diesen Schluss mussten sie vor der Jury verteidigen, so wie die Gefangenen vor dem Gefängnisdirektor rechtfertigen sollen, wie sie die Farben der ihnen auf die Rücken gehefteten Scheiben herausgefunden haben. In beiden Fällen gibt es keine vorab festgelegten objektiven Kriterien, anhand derer ihre Entscheidung bewertet werden könnte. Deren Angemessenheit wird vielmehr retrospektiv und anhand des gedanklichen Weges beurteilt, der zu ihr geführt hat. Auch für die *passé* galt, dass der Kandidat am Ende dieses Weges innerlich felsenfeste Gewissheit über die Frage erlangt haben sollte, warum er dazu bestimmt war, Analytiker zu sein, sodass der Jury nur noch die Aufgabe zukam, seine Selbstautorisierung abzusegnen und ihm das Tor zu verantwortungsvolleren Positionen innerhalb der EFP zu öffnen. Auf den ersten Blick scheint die Parallele zum Gefangenensophisma an der Stelle aufzuhören, wo es dem *passant* nicht gestattet wurde, selbst vor die Jury zu treten. Aber er befand sich insofern in einer ähnlichen Lage wie das Subjekt in *Die logische Zeit*, als dass beide auf ihre Rivalen angewiesen sind. So wie die zwei anderen Gefangenen denjenigen, durch dessen Augen wir die Lösung des Sophismas

¹¹⁷ Schneiderman (1983), S.69 (Übersetzung – NL)

verfolgen, ausstechen wollen, da sie dasselbe anstreben wie er, so konnten auch die beiden *passseurs* ein berechtigtes Interesse daran haben, den mit ihnen in Wettbewerb stehenden Aspiranten aus dem Rennen zu drängen. Dennoch können die Mitglieder dieser Dreiergruppen hier wie da ihr Ziel nur dann erreichen, wenn sie es verstehen, sich klug auf sich selbst zu besinnen, sich von den anderen also nicht abhängig zu machen, und zugleich ihnen gegenüber aufgeschlossen bleiben. Schon in *Die logische Zeit* hatte Lacan darauf hingewiesen, „daß, wenn man bei diesem Wettlauf um die Wahrheit nur allein ist, wenn man nicht alle ist, um an das Wahre zu rühren, es dennoch keiner berührt, wenn nicht durch die anderen.“¹¹⁸

Sicherlich könnte man auch eine Reihe von Unterschieden herausstreichen. Die *passse* war natürlich keine Eins-zu-eins-Umsetzung des Gefangenensophismas, dessen Logik Lacan, wie bereits gezeigt, auf verschiedene Kontexte anwandte, was stets erforderte, sie den jeweiligen Zusammenhängen anzupassen. Auch die einzelne Sitzung begriff er nach dem Modell der logischen Zeit. Während einer Zeit zu begreifen musste der Analytiker dem Gehörten einen neuen Sinn abgewinnen, bis er „den Mut verspürt zu urteilen und zu schließen“, d.h. in einem „Schließmoment“ sich entscheidet zu intervenieren¹¹⁹ – sei es durch eine Deutung, sei es durch den Abbruch der Sitzung. Auch Roudinesco hat darauf aufmerksam gemacht, dass Lacans Rekurs auf die logische Zeit in der *Rede von Rom* als eine Verteidigung seiner Praxis der variablen Sitzungsdauer zu verstehen ist: „So antwortet Lacan in maskierter Weise seinen Anklägern: besser man schließt ‚zu früh‘, als daß man Patienten ‚zu spät‘ schließen und in einem leeren Sprechen steckenbleiben läßt.“¹²⁰ Aus dieser Perspektive betrachtet erscheint der Analytiker eher als Mitgefangener denn als Gefängnisdirektor. Auch er kennt die Lösung des Rätsels, das der Analysand für sich darstellt, nicht im Vorhinein und tut gut daran, sich nicht auf ein verallgemeinerndes psychologisches Wissen zu verlassen, wenn es darum geht, das sich in Analyse befindliche Individuum in seiner Singularität zu begreifen (auch wenn der Analysand ihm notwendigerweise unterstellt, dass er schon mehr über ihn weiß, als er von sich preisgegeben hat). Lacan charakterisierte die Position des Analytikers als die einer „*ignorantia docta*“, einer belehrten Unwissenheit.¹²¹ In dieser Eigenschaft bleibt ihm nichts anderes übrig als die Gewissheit, dass er die richtige

¹¹⁸ Lacan (1980a), S.119 / S.212

¹¹⁹ Lacan (1978b), S.46 / S.40

¹²⁰ Roudinesco (1996), S.330. Zu Roudinescos Deutung des Gefangenensophismas vgl. auch Roudinesco (1990), S.257f.

¹²¹ Lacan (1978a), S.349 / S.306

Entscheidung im richtigen Moment trifft, zu antizipieren.¹²² Während der einzelnen Sitzungen verhält es sich so, dass es der Analytiker ist, der jedes Mal schließt und mit diesen Interpunktionen seine Deutungsmacht ausübt. Was aber die Gesamtdauer der Kur angeht, die letztlich „den Sinn [bedingt], der einer Beendigung der Analyse zu geben ist“,¹²³ so kehrt sich das Verhältnis um. Darüber, wann seine Analyse abgeschlossen ist, sollte der Analysand selbst entscheiden. Er musste selber wissen, ab welchem Zeitpunkt er die Eingriffe des Analytikers nicht mehr benötigte, weil sich ihm sein eigener Weg aufgetan hatte. Das ist der Sinn von Lacans Behauptung *Der Psychoanalytiker autorisiert sich nur durch sich selbst*. Der Analysand ist in der Lage, die subjektive Position des Analytikers einzunehmen, wenn er bereit ist, selbst einmal zu schließen und zwar ein für allemal. Sitzungsdauer und Gesamtdauer der Kur stehen also in einem Verhältnis der Komplementarität zueinander. Das massiv asymmetrische Machtverhältnis, das während der Analyse zwischen Patient und Analytiker herrscht, bedarf der Ergänzung durch die angestrebte Selbstermächtigung des Analysanden am Ende dieses dialektischen Prozesses, sodass schließlich aus dem Knecht ein Herr wird.

Um diese hinter der *passe* stehende Konzeption angemessen zu bewerten, ist es jedoch wichtig einen Unterschied zu machen zwischen dem subjektiven Übergang, der *passage*, vom Analysandsein zum Analytikersein, worauf Lacans Behauptung der Selbstautorisierung zuzutreffen scheint, und der institutionellen Umsetzung und Anerkennung dieses Schritts in der Prozedur der *passe*, in welcher der *passant* letzten Endes doch auf andere angewiesen war und zwar nicht nur auf die ihm ungefähr gleichgestellten *passeurs*, sondern auch auf die in der Hierarchie über ihm stehenden Mitglieder der Jury. In der Praxis führten die unscharf formulierten Erfolgskriterien der *passe* nicht dazu, wie man vielleicht erwarten könnte, dass es besonders einfach war, sie zu erfüllen. Im Gegenteil, in den elf Jahren, während derer dieser Übergangsritus praktiziert wurde, hatten nur siebzehn Kandidaten Erfolg – bei 609 Mitgliedern, die die EFP zum Zeitpunkt ihrer Auflösung 1980 umfasste. Fast zweihundert davon hatten bis dahin einen Versuch gewagt. Wenn man die Position des AEs auf eine Stufe

¹²² Falls dies nicht gelang und der Eingriff unpräzise geriet, so war er deshalb jedoch nicht wirkungslos. In *Funktion und Feld des Sprechens und der Sprache* erklärte Lacan: „Das Problem des therapeutischen Effekts falscher Interpretationen, das Edward Glover in einem bemerkenswerten Artikel aufgeworfen hat, hat ihn zu Schlußfolgerungen geführt, bei denen die Frage der zutreffenden Genauigkeit von Interpretationen in den Hintergrund tritt. So wird zum Beispiel nicht nur jede gesprochene Intervention vom Subjekt seiner Struktur entsprechend aufgenommen, sondern aufgrund ihrer Form übernimmt sie im Subjekt selber eine strukturierende Funktion.“ Lacan (1973), S.144 / S.300. In Lacans Augen zählte weniger, ob der Analytiker wirklich Recht hatte oder ob sich der Patient überzeugt zeigte. Er war sicher, „daß das Kriterium der Interpretation viel eher im Material zu sehen ist, daß diese in der Folge zutage bringt.“ Lacan (1973), S.184 / S.595. Für andere Interventionen wie etwa für den Sitzungsabbruch dürfte dasselbe gegolten haben.

¹²³ Lacan (1973), S.155 / S.310

mit der des Vollmitglieds oder Lehranalytikers in SPP und APF stellen würde, so wäre die EFP, was die Aufstiegschancen anging, damit die restriktivste psychoanalytische Gesellschaft Frankreichs gewesen. In der Jury saßen zum allergrößten Teil solche AEs, die von Lacan 1964 dazu ernannt worden waren, ohne selbst die *passe* durchlaufen zu haben. Trotz der enormen Expansion der EFP – ihre Mitgliederzahl verfünffachte sich fast – verhinderten sie mit ihren strengen Urteilen gemeinsam mit Lacan, dass die vierte und fünfte Generation von Psychoanalytikern nachrücken konnte.¹²⁴ Die antiautoritären Hoffnungen, die viele an der Basis ursprünglich in die Ausbildungsreform gesetzt hatten, wurden gründlich enttäuscht, obwohl natürlich weiterhin jedem offenstand, sich als Psychoanalytiker zu autorisieren und eine eigene Praxis zu eröffnen, ohne sich als Theoretiker in der *École* hervorzutun und sich an dem Ränkespiel dort zu beteiligen.

Die Folgen

Die extreme Spannung zwischen dem ultraliberalen Geist der EFP, welcher auch der Idee der Selbstautorisierung zugrunde lag, und dem absolutistischen, ganz auf Lacans Person zentrierten Führungsstil, der dort herrschte, führte in den siebziger Jahren zu immer häufigeren und immer schärfer verlaufenden Auseinandersetzungen zwischen verschiedenen Lagern, wobei die *passe* einen der wichtigsten Streitpunkte darstellte. Kurz vor seinem Tod entschloss sich Lacan im Jahre 1980, die von ihm gegründete Schule selbst wieder aufzulösen, um den vehementen Anfechtungen seiner Autorität ein Ende zu setzen.

In der Folge hat sich die lacanianische Bewegung, die mit der EFP das erste Mal eine institutionelle Form angenommen hatte, in eine Vielzahl kleinerer Gruppen aufgespalten, die sich jedoch in den neunziger Jahren unter dem Dach der föderalistisch organisierten *Association mondiale de psychanalyse* (AMP) zusammengeschlossen haben. Diese 1992 von Lacans Schwiegersohn Jacques-Alain Miller gegründete Organisation stellt heute den nach der IPA weltweit größten Verband psychoanalytischer Gesellschaften dar. Die meisten lacanianischen Vereinigungen haben das Verfahren der *passe* beibehalten (ohne ihr allerdings größere Bedeutung beizumessen, wie Roudinesco versichert) und fast alle bedienen sich der variablen Sitzungsdauer, wobei jedoch so gut wie niemand Lacans Radikalisierung dieser Praxis zu seinen legendär gewordenen Blitzsitzungen gefolgt ist.¹²⁵

Diese technischen Gepflogenheiten werden jedoch nicht durch Regeln vorgeschrieben. Die dem zugrunde liegende freiheitlichen Grundhaltung bezüglich der Praktiken soll aber mit

¹²⁴ Roudinesco (1990), S.462-464

¹²⁵ Roudinesco (2002), S.165

einem besonders von Miller propagierten ideologischen Dogmatismus einhergehen. Roudinesco hat einen Zusammenhang zwischen dieser Einstellung und der institutionellen Zersplitterung des Lacanianismus hergestellt: „Das für die IPA verbindliche Modell läßt in ihrem Inneren alle möglichen Divergenzen in der Lehre zu, untersagt aber jede Überschreitung der technischen Regeln. Das Millersche Modell toleriert dagegen keinerlei Divergenz in der Lehre, verpflichtet aber in der Ausbildung auf keine technische Regel. Die Erfahrung zeigt, daß der Zusammenhalt eines psychoanalytischen Imperiums besser durch eine Gehorsamsforderung gegenüber technischen Regeln gesichert werden kann als durch eine Schließung der Reihen mit dem Mittel der Lehre: das hängt damit zusammen, daß das erste Verfahren sich besser mit der Ausübung der für die Praxis der Psychoanalyse wesentlichen demokratischen Freiheiten verbinden läßt als das zweite. Die Schließung der Reihen mittels der Lehre führt stets in die Abschließung, die Verpflichtung auf die Technik in die Erstarrung, was nicht dasselbe ist. In dieser Hinsicht ist die Chance nicht gerade groß, daß der Millersche Internationalismus eines Tages an die Stärke der IPA heranreichen könnte.“¹²⁶

Es erfordert nicht viel Fantasie, um sich vorzustellen, welcher Zerreißprobe Institutionen ihre Mitglieder aussetzen, wenn sie einerseits von ihnen Authentizität und Selbständigkeit erwarten und zugleich Treue zum freudianisch-lacanianischen Erbe fordern. Viele Analytiker haben sich diesem *double bind* entzogen, indem sie allen psychoanalytischen Organisationen den Rücken gekehrt haben. Sherry Turkle hat festgestellt, dass in Frankreich im Jahre 1989 bereits die Hälfte von ihnen außerhalb jedes institutionellen Rahmenwerks praktizierte¹²⁷ - und das in dem Land, in dem die Psychoanalyse, nachdem sie es dort anfänglich so schwer gehabt hatte, seit den siebziger Jahren im europäischen Vergleich zur größten Popularität gefunden hat. Der enorme Zulauf zur EFP, die damals die größte psychoanalytische Gesellschaft in Frankreich darstellte, ihre Massenproduktion von sich selbst autorisierenden Analytikern und deren Praxis der Kurzsitzungen, die es ihnen erlaubte, weitaus mehr Patienten zu weitaus günstigeren Preisen zu behandeln, als dies in der SPP oder der APF möglich gewesen wäre, hatten dort stark zur Verbreitung der Analyse beigetragen.¹²⁸ Heute ist sie in der Krise und das nicht nur in Frankreich.

¹²⁶ Roudinesco (1996), S.635. Vgl. auch Turkle (1992), S.281. Ob der Liberalismus bezüglich theoretischer Positionen in den Tochtergesellschaften der IPA wirklich so ausgeprägt ist, wie Roudinesco hier behauptet, darf bezweifelt werden. Die Bereitschaft dort, sich mit den Werken von Dissidenten wie Lacan oder Jung auseinanderzusetzen, scheint mir doch eher gering ausgeprägt zu sein und die Rezeption nicht-psychoanalytischer Literatur unterliegt ebenfalls häufig Restriktionen und Voreingenommenheiten.

¹²⁷ Turkle (1992), S.294. Vgl. auch Roudinesco (2002), S.168-171.

¹²⁸ Roudinesco (1990), S.436 sowie Turkle (1992), S.xxvii-xxix und S.193. Natürlich wäre dies nicht möglich gewesen, wenn der politische, soziologische und mentalitätengeschichtliche Kontext nicht gestimmt hätte. Mit diesem setzt Turkle sich in ihrem Buch ausführlich auseinander. Der ökonomische Faktor ist aber nicht zu unterschätzen. Die niedrigen Preise, die in Paris in den siebziger Jahren pro Sitzung genommen wurden –

Diese Krise hat viele Ursachen, die hier unmöglich alle diskutiert werden können (einigen Aufschluss liefert Roudinescos Buch *Wozu Psychoanalyse?* [*Pourquoi la psychanalyse?*]). Der Siegeszug der Psychopharmaka seit den fünfziger Jahren und das große Interesse, das die Neurowissenschaften in den letzten beiden Jahrzehnten auf sich ziehen konnten, haben sicherlich maßgeblich zur Misere der Psychoanalyse beigetragen. Viele Analytiker – insbesondere unter den Lacanianern – reagieren darauf mit Ressentiments.¹²⁹ Sie wehren sich gegen einen Prozess, in dem sie eine Kolonialisierung der Lebenswelt durch die Naturwissenschaften und die Technik erkennen, und beklagen das schwindende Interesse an der menschlichen Subjektivität und die unter Psychiatern und Neurologen verlorengegangene Bereitschaft, ihren Patienten zuzuhören und dem in der Übertragungsbeziehung sich artikulierenden Unbewussten die gebührende Aufmerksamkeit zu schenken. Sie sträuben sich gegen die Ergebnisse der Hirnforschung und polemisieren gegen psychotrope Medikamente, da sie befürchten, Pharmakotherapien könnten die psychoanalytische Behandlung verdrängen. So machen sie die von Bruno Latour konstatierte für die Moderne konstitutive Trennung zwischen dem Menschlichen und dem Nicht-Menschlichen mit und versuchen verzweifelt, die Psychoanalyse als eine der letzten Bastionen reiner Subjektivität und Intersubjektivität zu halten. Die Praxis der variablen Sitzungsdauer und die damit einhergehende Ablehnung der Zeit der Uhr ist für diese Einstellung symptomatisch. Man wehrt sich gegen die Störung der zwischenmenschlichen Dynamik zwischen Analytiker und Patient durch ein Messgerät, das die Zeit quantifiziert und sich gegenüber dem Erleben der Subjekte indifferent verhält. Ich will die Bewertung der variablen Sitzungsdauer nicht auf diesen einen Gesichtspunkt verkürzen, denn vieles an Lacans Vorgehen erscheint mir durchaus einleuchtend. Dennoch denke ich, dass die Psychoanalyse nur dann eine Zukunft haben kann, wenn es ihr gelingt, aus der Enge des sich dahinter verbergenden Subjektivismus auszubrechen und sich den Entwicklungen auf der Ebene der Biomedizin zu öffnen, die in den vergangenen Jahrzehnten entscheidende therapeutische Fortschritte mit sich gebracht haben. Ob aber eine solche (Wieder-) Annäherung der Psychoanalyse an die technowissenschaftlichen Bereiche der neuzeitlichen Kultur zwangsläufig die Akzeptanz der chronometrischen Standardisierung der Sitzungsdauer beinhalten muss, möchte ich dahin gestellt sein lassen.

Schneiderman berichtet von umgerechnet \$10 bis \$20 (verglichen mit \$60 bis \$100 in New York) – trugen besonders dazu bei, Angehörigen weniger gut situerter Bevölkerungsschichten die Aufnahme einer Analyse zu ermöglichen. Schneiderman (1983), S.106.

¹²⁹ Vgl. Benvenuto (2000)